

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1931

472 (10.10.1931) Abendausgabe

Badische Presse

und
Neue Badische Presse Handels-Zeitung Badische Landeszeitung

Verbreitetste Zeitung Badens

Karlsruhe, Samstag, den 10. Oktober 1931.

Bezugspreis: Drei Haus monatl. 3.20 M im voraus, im Verlag oder in d. Zweigstellen abgeholt 3.00 M. Durch die Post bezogen monatl. 2.40 M. anfall. 42 Pf. Zustellgeld. Einzelpreise: Verkaufsnummer 10 Pf., Sonntagsnummer und Feiertagsnummer 15 Pf. — Im Fall höherer Gewalt Streit, Anfechtung usw. hat der Besteller keine Ansprüche bei veränderten oder nichterhaltenen Exemplaren der Zeitung. — Abbestellungen können nur jeweils bis zum 25. d. Mts. auf den Monats-Bestell angenommen werden.
Anzeigenpreise: Die Nonpareille-Seite 0.40 M. Stellen-Gesuche, Familien- und Gelegenheits-Anzeigen aus Baden ermäßigter Preis. — Reklame-Seite 2.— M. an erster Stelle 2.50 M. Bei Wiederholung tariflicher Abgabe der bei Nichterhalten des Belegs, bei gerichtlicher Verurteilung und bei Konfiskation außer Kraft tritt. Erfüllungsort und Gerichtsstand ist Karlsruhe.

Eigentum und Verleger von
: Ferdinand Thiergarten :
Verlagsleitung: Herr Politz:
H. Rimm: für politische Nachrichten:
Dr. A. Mauer: für badische Nachrichten:
I. G. Dr. C. Schenck: für Kommunalpolitik:
H. Winder: für Lokales und Sport:
H. Wolfrum: für das Neuland:
H. W. W. für Ober und Konert:
Christ. Delle: für den Handelsteil:
Fritz Delle: für die Anzeigen: Ludwig
Reindl: alle in Karlsruhe (Baden).
Berliner Redaktion: Dr. Kurt Metzger.
Fornsprecher: 4050, 4051, 4052, 4053, 4054.
Hauptgeschäftsstelle: Kaiserstraße
Nr. 80 a. — Postcheckkonto: Karlsruhe
Nr. 8359. — Belagern: Karlsruhe
Bemat. / Literarische Umschau / Roman-
Blatt / Sportblatt / Frauen-Zeitung /
Reise- und Väter-Zeitung / Landwirtschaft-
Gartenbau / Karlsruher Vereins-Zeitung.

Hitler beim Reichspräsidenten

Erste Aussprache des nationalsozialistischen Führers mit Hindenburg.

m. Berlin, 10. Okt. (Drahtmeldung unserer Berliner Schriftleitung.) Am Samstag vormittag hat der Reichspräsident den nationalsozialistischen Führer, Adolf Hitler, der in Begleitung des Abg. Göring erschienen war, empfangen und von ihm einen ausführlichen Bericht über die Ziele der Nationalsozialistischen Partei entgegengenommen. Der Besuch dauerte eineinviertel Stunden. Ueber die Einzelheiten wird begreiflicherweise Schweigen beobachtet. In einer offiziellen Mitteilung wird lediglich hingewiesen, daß sich an das Referat Hitlers eine Aussprache über innen- und außenpolitische Fragen angeschlossen habe.
Der Besuch hat gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt eine starke politische Bedeutung. An amtlicher Stelle wird zwar versichert, daß es ein Zufall sei, wenn diese Aussprache unmittelbar an die Neubildung des Kabinetts sich angeschlossen habe. Hitler hätte schon vor längerer Zeit um eine Audienz nachgesucht und der Zeitpunkt sei festgelegt worden, bevor sich die innerpolitische Entwicklung habe übersehen lassen. Wir haben aber schon die Vermutung ausgesprochen, daß der Kanzler seine Kabinettsbildung um jeden Preis am Freitagabend beenden wollte, eben weil er Wert darauf legte, vollendete Tatsachen zu schaffen, bevor Hitler beim Reichspräsidenten erschien. Trotzdem bleibt es von besonderer Bedeutung, daß der Reichspräsident zum erstenmal unmittelbar — denn bisher hat er Herrn Hitler noch nie gesehen — über die Ansichten der Nationalsozialisten unterrichtet worden ist. Wenn dieser Besuch vor der Tagung der „Nationalen Opposition“ in Harzburg stattfand, so wird man die Hoffnung hegen dürfen, daß in Harzburg die Töne etwas abgedämpft werden und wenigstens ein offener Gegensatz zum Reichspräsidenten vermieden wird.

Die erste Kabinettsitzung.

Beratungen über die Regierungserklärung.

m. Berlin, 10. Okt. (Drahtmeldung unserer Berliner Schriftleitung.) Das neu gebildete Reichskabinett trat schon am Samstag mittag zu einer Sitzung zusammen, die bereits der Regierungserklärung gewidmet ist. Möglicherweise werden sich die Mitglieder des Reichskabinetts auch am Sonntag zusammenfinden, um an der Regierungserklärung, die am Dienstag nachmittag durch den Kanzler im Reichstag abgegeben wird, weiter zu arbeiten.
Inzwischen wird der Kanzler noch versuchen, einen neuen Ostkommissar zu finden. Als Anwärter wird Schlange-Schönigen genannt. Es steht aber noch keineswegs fest, ob ihn der Kanzler auch wirklich in das Ostkommissariat berufen wird. Der Reichspostminister Schäfel hat zwar das Postministerium nur un-

ter Vorbehalt wieder übernommen, es besteht aber alle Aussicht dafür, daß seine Vorbehalte in Wegfall kommen, sobald seine Besprechungen mit dem bayerischen Ministerpräsidenten Feld und dem Fraktionsführer der bayerischen Volkspartei Schäffler abgeschlossen sind, die beide am Samstag vormittag mit Herrn Schäfel eine Zusammenkunft hatten. Am 11. Uhr trat dann die Reichstagsfraktion der bayerischen Volkspartei zusammen, um zunächst einen Bericht des Prälaten Lecht über die allgemeine politische Lage entgegenzunehmen. Die übrigen Fraktionen des Reichstages werden sich erst am Montag über ihre Einstellung zum zweiten Kabinett Brüning schlüssig werden. Wenn man sich aber den „Vorwärts“ zur Hand nimmt, dann steht wohl schon jetzt fest, daß die Sozialdemokraten dem Kanzler wesentliche Schwierigkeiten nicht bereiten werden.

Ueber die heutige Kabinettsitzung, an der Reichspostminister Schäfel nicht teilgenommen hat, wird amtlicherseits folgende Mitteilung ausgegeben:
„Das gestern abend vom Reichspräsident ernannte Reichskabinett trat heute vormittag unter Vorsitz des Reichstanzlers Brüning zu seiner ersten Sitzung zusammen. Im Anschluß an eine allgemeine politische Aussprache legte das Kabinett sofort die bereits vom vorigen Kabinett in Angriff genommene Arbeit an einem Wirtschaftsprogramm mit. Insbesondere wurde die Schaffung des Wirtschaftsbeirates erörtert, der in kürzester Frist mit bestimmtem Programm eingeleitet werden soll, um in grundlegenden Fragen der deutschen Wirtschaftspolitik der Reichsregierung alsbald Vorschläge zu unterbreiten.“

Deutschland und der Konflikt im Fernen Osten

m. Berlin, 10. Okt. (Drahtmeldung unserer Berliner Schriftleitung.) Der Kanzler wird den Gesandten von Mutius, der bisher die deutschen Interessen in Bakarist vertrat, zu der außerordentlichen Botschafternennung nach Genf entsenden, wo am 12. Oktober der japanisch-chinesische Konflikt behandelt werden soll. Daß er selbst im gegenwärtigen Augenblick nicht nach Genf fahren kann, liegt auf der Hand. Er kann auch unmittelbar vor dem Reichstagszusammentritt auf seinen Staatssekretär v. Bülow nicht verzichten. Dennoch muß es auffallen, daß man davon Abstand genommen hat, eine repräsentative Persönlichkeit, etwa den Gesandten Müller in Bern, zu dieser außerordentlichen Ratsagung nach Genf zu senden, vor allem, weil es aussieht, als ob die übrigen Mächte durch ihre Außenminister vertreten sein werden. Die Wahl des Herrn von Mutius läßt aber auch den Schluß zu, daß der Reichstanzler bewußt zum Ausdruck bringen will, daß Deutschland nicht die Absicht hat, sich allzusehr in die fernöstlichen Angelegenheiten einzumischen.

Brüning II.

ak. „Das Kabinett ist gebildet mit dem Zweck, die nach allgemeiner Auffassung für das Reich lebensnotwendigen Aufgaben in kürzester Frist zu lösen. Es wird der letzte Versuch sein, die Lösung mit diesem Reichstag durchzuführen. Einen Ausschub der lebensnotwendigen Arbeiten kann niemand verantworten.“ Es waren starke und treffliche Worte, die der Reichstanzler Dr. Heinrich Brüning I in jener Reichstagsstimmung vom 1. April 1930 sprach, und über die an dieser Stelle geschrieben wurde: „Das ist eine deutliche und energische Sprache, die nach den Monaten des Zauderns und Zagens nicht von dem Parlament, wohl aber von dem Volk, das endlich Taten sehen will, wie eine Wohltat empfunden wird.“ Aber das sind jetzt ein Jahr, sechs Monate und zehn Tage her, und das Volk hat in dieser Zeit mehr als einmal das Gefühl gehabt, dem Regierungskarren sei der Treibstoff ausgegangen, er schleudere mal rechts und mal links und der Motor ziehe nicht mehr durch. Brüning, auf den das Bürgertum so etwas wie seine letzte Karte vor dem Abfällismus gesetzt hatte, hat den in seiner damaligen Regierungserklärung auf „kürzeste Frist“ ausgetheilten Wechsel zur Lösung der lebensnotwendigen Aufgaben immer wieder prolongiert, bis anfangs dieser Woche die große Panne kam und er einsehen mußte, daß mit Notverordnungen, Verboten und Einschränkungen allein auf die Dauer nicht regiert werden kann. Stärker noch als im Zeichen der Notverordnungen leben wir im Zeichen der Not und der Notwendigkeiten, ohne daß letztere von den Berliner Herren, die es anging, in den letzten eineinhalb Jahren immer erkannt oder ihnen Rechnung getragen worden wäre. Ist es so sehr verwunderlich, wenn da der Mann der Strafe vergebens nach dem Reime sucht, der auf die amtliche Erklärung zur „Notverordnung der Notverordnungen“ passen würde: „Es muß gelingen, das gesamte Preisniveau rasch auf die verringerte Kaufkraft der Abnehmer einzustellen, die Produktionskosten ausreichend herabzusetzen und zu dem natürlichen Verhältnis der Preise der einzelnen Warengruppen zurückzuführen, das sich aus den volkswirtschaftlichen Zusammenhängen und aus dem Gebrauchswert der Waren ergibt?“ Wenn in der gleichen Notverordnung gesagt wird, bei der Umkuldbung der Gemeinden könnten die Tarife für Gas, Elektrizität und Straßenbahnen unter Umständen erhöht werden, und wenn zu gleicher Zeit den Berlinern das Brot verteuert wird, so würde sich selbst der unbegabteste Gelegenheitsdichter ob solcher schlechten Knippselverle zu Tode schämen.

Unter wenig günstigen Vorzeichen macht das Kabinett Brüning II seine ersten Gehversuche, und nicht aus Bockelzug, sondern einer Rücksicht auf das erste Kabinett des Kanzlers prophete politische Augen, daß es nach noch nicht acht Tagen stolpern werde. Es blieb dem neuen alten Kanzler nicht nur versagt, sein zweites Kabinett innerhalb der geplanten 24 Stunden auf die Beine zu stellen, so daß die Vertrauensbasis im Volke weiter schrumpfte — auch im Reichstag, der bisher Brünings feste Stütze war, hat sich des Kanzlers Stellung wesentlich verschlechtert, wie die Wählerproteste gegen die letzte Notverordnung beweisen —, sondern man vermisst auch in dem neuen Kabinett die „Köpfe“ und überparteilichen Fachmänner, die man nach dem Verlangen des parlamentarischen Zusammenziehens bei Regierungsbildungen erwartete. Es ist eine Tragik Brünings nicht nur, sondern unserer ganzen parlamentarischen Gegenwart, daß sich mehr und mehr die sachlich und sachlich zur Führung Berufenen versagen, nicht weil sie die Verantwortung scheuen, sondern nicht die Gewähr für einen längeren Bestand der Kabinette haben und oft auch aus Gründen der Selbstachtung nicht in die Niederungen des neuzeitigen Parlamentarismus hinabsteigen wollen, in denen selbst der Matelloseste vogelfrei ist, wenn es den „Erwählten des Volkes“ so gefällt. Wo gefällt, wo bisher für die Finanzen, wo für das Wirtschafts- und Arbeitsministerium Männer, deren Namen ein Programm bedeutet, es sei denn das Programm der Parteibüchlein oder parteipolitischen Befangenheiten? Und haben wir solche Männer vielleicht jetzt, im zweiten Kabinett Brüning? Es sind die alten Namen, und auch der Umstand, daß Herr Wirth, der sich in einer Mannheimer Versammlung einmal selbst zu seinem Uebernamen bekannte „Schwarzwälder Bauernschinken, innen rot und außen schwarz“, und Herr Guérard ausgehüllt wurden, kann nicht als eine Kurschwenkung gewertet und auch der neue Reichswirtschaftsminister nicht vorbehaltlos als „Kopf der Wirtschaft“ angesehen werden. Wenn die gleichzeitige Verwaltung des Außenamtes durch den Kanzler, der nicht nur in seinem ersten Kabinett den außenpolitischen Kurs weitgehend bestimmte — weshalb er auch nach Dr. Curtius auf das Genfer Fiasto mit der Demission des Gesamtministeriums reagierte —, im allgemeinen befriedigt, so in der Hauptsache aus dem Grunde, daß Dr. Brüning sich im Auslande, und insbesondere in den für unsere nächste Zukunft ausschlaggebenden Vereinigten Staaten, ein außerordentliches Vertrauenskapital erwirbt, größer, als er es in der letzten Zeit in Deutschland selbst besaß.

Das zweite Kabinett Brüning steht an der Schwelle des Winters, in dem das Problem der Massen der Lösung harzt. Der große Lohnkrieg ist herausgezogen, und dem, was in unserer Wirtschaft noch nicht zusammengebrochen ist, drohen von England her neue Gefahren. In Hamburg liegen, wie in einem erschlafften Bericht festgestellt wird, 550 000 Tonnen auf, Hunderte von Offizieren, Kapitänen, Mannschaften, Leichtmatrosen und Schiffsjungen sind ohne Arbeit und verelenden von Tag zu Tag mehr. In Mansfeld droht die Stilllegung des ganzen Bergbau- und Hüttenbetriebes, durch die 14 000 Arbeiter und Angehörige mit Zehntausenden von Angehörigen ihr Brot verlieren und Gemeinden, Wirtschaft und Gewerbe des ganzen Kreises in ihrer Existenz bedroht werden. Reich und Preußen zahlen monatlich fast eine halbe Million Barzuschuß, abgesehen von steuerlichen und sozialen Erleichterungen, und doch haben sich gegenüber dem katastrophalen Preissturz der Metallpreise alle Hilfsmittel als unwirksam erwiesen. In der letzten Notverordnung hat sich zudem der Reichsfinanzminister ermächtigt, zur Stützung des Kupferbergwerks 3 Millionen zur Verfügung zu stellen und bis zu 200 Millionen Kredit zu beschaffen. Und doch sind alle Stützungsaktionen vergebens, weil die Lohnverhandlungen scheiterten und überall das Gefühl erzieht

Hoovers Bedingungen für Schuldenrevision.

Amerika setzt die europäischen Schulden herab, wenn Europa abrüstet.

m. Washington, 10. Okt. (Zuspruch.) Die allgemeine Unklarheit über die Haltung Hoovers hinsichtlich der europäischen Schulden an die Vereinigten Staaten wurde am Freitagabend durch eine Mitteilung von maßgebender Seite beseitigt. Das Weiße Haus ließ wissen, daß die Vereinigten Staaten nicht auf der Wiederaufnahme der europäischen Zahlungen nach Ablauf des einjährigen Moratoriums bestehen würden, es sei denn, daß die Schuldnerationen in der Lage seien, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Wie weiter verläuft, ist Präsident Hoover zurzeit bemüht, die Meinung der Senatoren und Abgeordneten hinsichtlich eines Vorschlages auf gründliche Revision der Forderungsabmachungen mit den europäischen Ländern kennen zu lernen. In unterrichteten Kreisen ist man der Auffassung, daß sowohl der Kongreß als auch die amerikanische Öffentlichkeit mit einer Herabsetzung der Schulden einverstanden sein würden, falls eine solche Maßnahme von einem gleichzeitigen Zugeständnis der europäischen Länder in der Frage eines Flottenbaufrierjahres und anderer Rüstkungsverminderungen verbunden sein würde.

Wie die „Newport Times“ aus Washington meldet, ist die Formel von der „Zahlungsfähigkeit unter den jetzt bestehenden Verhältnissen“ nunmehr das Schlagwort des Weißen Hauses geworden. Die Zugeständnisse, die Hoover für eine Revision der alliierten Schuldenabkommen verlangt, sind dem genannten Blatt zufolge:

1. Herabsetzung der deutschen Tributzahlungen um 25 Prozent.
2. Abrüstung und
3. Flottenbaufrierjahr.

Die „Newport Times“, die schon immer für eine Schuldenrevision eingetreten ist, sieht bereits eine neue Epoche der internationalen Kriegsverschuldung kommen, während „Herald Tribune“ und der „American“ starke Zurückhaltung üben. Der Vertreter der „Newport Times“ im Weißen Haus meldet weiter, daß eine Moratoriumsverlängerung wahrscheinlich sei, falls das Schuldenproblem bis zum nächsten Juli ungeklärt geblieben sei. Die „Herald Tribune“ spricht von einer Verlängerung um zwei Jahre.

Hoover beabsichtigt, nach dem Besuch Lavals eine neue Konferenz des Kabinetts und der Kongreßmitglieder einzuberufen, um eine gemeinsame Aktionsgrundlage zu finden. Allzu großer Optimismus ist vorläufig naturgemäß unangebracht, denn alle Mähe befinden sich noch im Anfangstadium.

Lavals Plan.

* Paris, 10. Okt. (Zuspruch.) Die Tatsache, daß Laval für seinen Besuch in Washington nur von einer verhältnismäßig geringen Zahl von Sachverständigen begleitet sein wird, läßt Berlin zur Folge darauf schließen, daß Laval wahrscheinlich auf keine entscheidenden Entscheidungen hinabsteigt, obwohl das Feld der Besprechungen sehr ausgedehnt sein werde und sich auf die interalliierten Kriegsschulden, die Reparationen, die Sicherheit und sogar auf den polnischen Korridor erstrecken werde.

Der französische Botschafter in Washington hat dem französischen Ministerpräsidenten in Washington sein eigenes Haus in der 18. Straße zur Verfügung gestellt.

Der Pariser Korrespondent der „Newport Times“ drahtet seinem Blatt, Laval beabsichtige, Hoover eine Verminderung der Schulden um 50 Prozent und der Rüstkungen um 25 Prozent vorzuschlagen.

Keine Einladung Briands nach Rom.

m. Paris, 10. Okt. (Zuspruch.) Die Meldung eines Pariser Blattes über eine italienische Einladung Briands zu einem Besuch in Rom wird von keiner Seite bestätigt. Die Frühpresse meldet, daß Briand den italienischen Botschafter lediglich über den Verlauf der französisch-englischen Verhandlungen und den bevorstehenden Washingtoner Besuch Lavals unterrichtet habe.

Zorn von Bulach tödlich verunglückt.

B. Paris, 10. Okt. (Eigener Drahtbericht der „Badischen Presse“.) Baron Mathern Zorn v. Bulach, der Sohn des ehemaligen Reichsunterstaatssekretärs, erlitt gestern auf der Heimfahrt von Straßburg, in der Nähe der elsässischen Ortschaft „Einstein“ einen tödlichen Unfall. Seine Gattin erlitt nur leichte Verletzungen.

ist, daß Arbeitnehmer und Arbeitgeber in einer Notgemeinschaft auf Gedeih und Verderb verbunden sind, und auch der Arbeiter mit seinem Arbeitsgebiet der Industrie steht und fällt. Daß in Deutschland einmal der Weg beschritten wurde, der zur „Arbeitsgemeinschaft“ führen sollte, weiß man kaum mehr, Klassenhaß und Klassenkampf ist heute Trumpf. Auch die Arbeiterschaft hat schon erkannt, daß die Lehren und Gedanken des marxistischen Programms nicht mehr in unsere weltwirtschaftlichen Verhältnisse passen, aber nur wenige finden den Mut, den jene fälschlichen Reichsbannerleute aufgebracht haben, die trotz der häßlichen Anfeindungen von Links gegen den Gedanken des freiwilligen Arbeitsdienstes den Weg praktischer Selbsthilfe beschritten haben und bei dem Weggang an der Wehmühle bei Dippoldswalde tätig sind. Wird Brüning in seinem zweiten Kabinett der Erkenntnis den Weg bahnen, daß zwischen sozialer Gesinnung und arbeiterfreundlicher Politik und marxistischen Gedankengängen unüberbrückbare Gegensätze sein können? Liegt nicht auch ein Widerspruch darin, daß nicht einmal so sehr die Gewerkschaften als Akademiker den sozialistischen Kurs bestimmen, und auch an der Spitze der neuen Sozialistischen Arbeiterpartei ein Akademiker, der Rechtsanwalt Rosenfeld, steht?

Um das Schicksal des neuen Kabinetts Brüning wird am nächsten Dienstag, der nicht nur den Monstreprozeß der Gebrüder Sklarek, sondern auch den Wiederbeginn des Reichstags bringt, und in den anschließenden Tagen gewürfelt werden. Er bestimmt nun einmal verfassungsgemäß über Wohl und Wehe der Regierung, und da nützt die Erkenntnis nicht sonderlich viel, daß es in der parlamentarischen Halbjahrespause seit dem 26. März uns wahrscheinlich um keinen Deut schlechter ging, als wenn er zu der furchtbaren Krise noch für neue Krisen gefordert hätte. Die Meinung eines ausländischen Blattes ist wohl kaum sehr abwegig, wenn überhaupt noch etwas, dann könne nur dieses helfen: den ganzen Parteischwachs zu begraben, sich sans phrase zusammenzutun und den Karren zusammen aus dem Dreck zu ziehen. Wir wissen nicht, ob die Oktobertagung nur ein kurzer, peinvoller Zwischenfall sein wird, der sich mit Mißtrauens- und Vertrauensstimmungen zufrieden gibt, ob etwa Brünings Drohung mit der roten Wappe die Mitte und Halbdrechte sprengen wird, oder der Kanzler vom Reichspräsidenten die Blankovollmacht hat, den Reichstag aufzulösen und durch Notverordnung die Neuwahlen um einige Monate hinauszuschieben. Sichere Aussichten, den Kampf der Rostka siegreich zu bestehen, hat Brüning jedenfalls nicht, aber auch nicht die Opposition, daß ihre Stunde schon gekommen ist. Die Front derer um Brüning wird täglich kleiner, nachdem ihm die grüne Front den Kampf anbot, die Deutsche Volkspartei mit auffallender Schärfe sich für eine Einbeziehung der Rechtsopposition in die Reichsregierung einsetzte und auch andere Gruppen der parteipolitischen Stala des Bürgertums ihre Unzufriedenheit mit den Schönheits- und Konstruktionsfehlern des neuen Kabinetts bekundeten. Die Sozialdemokratie wird es sich trotz allen Bedenken nach allem, was man hört, zweimal überlegen, ob sie Brüning ein Bein stellen will. Sie kann heute eigentlich gar nicht anders, als unter Protest mit Brüning durch Dill und Dünn zu gehen, denn auch bei Neuwahlen im jetzigen Zeitpunkt wäre ihre Macht besiegelt, da ihre Parolen keine Kraft mehr haben. Das große Fragezeichen bleiben die Beschlüsse der Harzburger Dpposition, die nach den Vorbereitungen, die für den morgigen Sonntag getroffen werden, eine politische Sensation versprechen. Unverkennbar hat man es hier mit einem Massenwillen zu tun, der nach der Verantwortung drängt und schon in wenigen Tagen im Reichstag sich in einen Sturm auf Brüning umsehen wird. Dann wird man wohl auch erst klarer sehen, was aus der Aussprache zwischen Hindenburg und Hitler herauskam, der durch den Empfang beim Reichspräsidenten doch so etwas wie „regierungsfähig“ wurde.

Londoner Pressestimmen.

H. London, 10. Okt. (Eigener Drahtbericht der „Bad. Presse.“) Nach einer beunruhigenden Entwicklung der letzten Tage wird es nun in England allgemein begrüßt, daß Brüning sein Kabinett mit Erfolg umgebildet hat und im Amt bleibt. Es wurde bereits mit der Einsetzung einer Rechtsbistatur und der Möglichkeit eines Bürgerkrieges gerechnet. Diese Gefahren gelten für den Augenblick als behoben. Man verkennt nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, die der Reichskanzler, zumal in finanzpolitischer Hinsicht vor sich sieht, traut ihm aber kraft des sehr großen Prestiges, das er sich im Laufe der letzten Jahre erworben hat, die Fähigkeit zur Abwendung aller anarchischen Zustände zu.

Die größte Ueberraschung bedeutet für die hiesigen politischen Kreise die Zusammenkunft des neuen Kabinetts. Wenn der Kanzler auch das Außenministerium leiten wird, so erblickt man darin die beste Gewähr für eine Fortsetzung der bisherigen Politik Brüning, der ein gutes Einvernehmen und enge Beziehungen mit England an die Spitze seiner Bemühungen stellt. Die Personalunion zwischen dem Reichswehrministerium und dem Reichsinnenministerium kommt allerdings unerwartet. Der „Daily Telegraph“ glaubt in dieser Zusammenlegung der beiden für die Gestaltung der inneren Politik wichtigsten Ämter einen „Meisterstreich“ des Reichskanzlers sehen zu dürfen. Der „Daily Herald“ andererseits glaubt, daß damit der erste Stein zur Errichtung einer Diktatur in Deutschland gelegt ist. Es ist bezeichnend, daß das Organ der englischen Arbeiterpartei dies nach Lage der Dinge für die beste Lösung der Krise bezeichnet. General Groener gilt hier als der prominenteste Verbindungsmann zwischen der gemäßigten Linken und der gemäßigten Rechten. Er habe es verstanden, mit größter Energie, die im Rahmen des Versailles Diktats zugelassene Rüstung Deutschlands zu vertreten und dennoch nicht das Vertrauen der Linksparteien zu verspielen. Man erwartet nunmehr mit größter Spannung das Schicksal des neuen Kabinetts im Reichstag. Man glaubt, aus den jetzigen Ereignissen nichts entnehmen zu können, daß der Kanzler freiwillig auf die weitere Verfolgung seines Wegs verzichten wird.

Paris kritisiert.

B. Paris, 10. Okt. (Eig. Drahtbericht der „Badischen Presse.“) Das neue Kabinett Brüning wird vorläufig in Paris, wenn auch nicht unfreundlich, so doch mit starker Zurückhaltung aufgenommen. Man muß sagen vorläufig, denn die Zusammensetzung der Reichsregierung wurde hier zu spät bekannt, als daß der Quaid'Oran, dessen Meinung in solchen Fällen stets richtunggebend ist, noch Zeit gehabt hätte, sich zu äußern. Was also die Zeitungen zum neuen Kabinett Brüning zu sagen haben, ist größtenteils eine Paraphrase der Äußerungen des Berliner Havas-Korrespondenten, der telegraphiert, die neue Regierung habe diktatorischen Charakter. Beliebte ist auch die Redensart, daß die Zusammenlegung der neuen Regierung eine entscheidende Wendung nach rechts bedeute. Bei diesem Anlaß gefällt es den Franzosen wieder einmal, einem anderen Volke das vorzuerwerfen, was bei ihnen eine Selbstverständlichkeit ist. Nicht nur Clemenceau hatte während des Krieges ausgesprochen diktatorische Vollmacht. Als Frankreich von der Inflation geschüttelt wurde, nahm es jeder Franzose als selbstverständlich an, daß sich der damalige Ministerpräsident Poincaré nicht anders benahm, als ein Diktator. Was nun aber die Scheinbar über vermehrte Wendung nach rechts betrifft, so scheint man im Augenblick auch zu übersehen, daß sich zwar Laval, wenn er eine offizielle Reise antritt, auf dem Bahnhof vom sozialdemokratischen Gemeindevater des Ortes, dessen Bürgermeister er ist, verabschieden läßt, daß er aber im übrigen mit einer Majorität regiert, die noch den größten Teil der Partei des Herrn Louis Marin umfaßt, also wesentlich weiter nach rechts geht als die Mehrheit, die ein Kabi-

nett Brüning unterstützen könnte. Man vermag anscheinend jene beiden Abende in der vergangenen französischen Parlamentsperiode, an denen Laval im Augenblick höchster Bedrängnis in der Kammer aufstand, sich zur Rechten wandte und diese hat, ihm die Treue zu bewahren, so wie er sie ihr immer bewahrt habe.

Der Prozeß der 600 Zeugen.

Ein Leitsaden durch den Sklarek-Sumpf.

SS Berlin, 9. Okt. Nach monatelangen Vorbereitungen wird nun am 13. Oktober der Sklarek-Prozeß, in dem noch einmal der ganze Sumpf der Berliner Korruptionsaffären und der beispiellosen Mißwirtschaft des Magistrats der Vera Böß aufgerollt wird, beginnen. Auf Grund der §§ 1 und 19 des sechsten Teiles der Notverordnung vom 6. Oktober ist der Sklarek-Prozeß vom Schöffengericht Berlin-Mitte an die Große Strafkammer beim Landgericht I verwiesen worden. Den Vorsitz wird aber Amtsgerichtsrat Dr. K. K. K. n. e. r. in den Prozeß-Stoff eingearbeitet ist, behalten.

Ab kommenden Dienstag werden sich die drei Brüder, Max, Leo und Willi Sklarek wegen ihrer Betrügereien, durch die die Stadt Berlin 10 Millionen Mark eingebüßt hat, zu verantworten haben. Mitangeklagt sind die Buchhalter Lehmann und Tuch, die beiden Stadtbauinspektoren Schmitt und Hoffmann, der Bürgermeister Köhl, der Stadtmisstrat Sokoloff, die früheren kommunistischen Stadträte Gabel und Degener, der sozialdemokratische Bürgermeister Schneider und der Diplomat Kaufmann Ludwig. Der Prozeß verpricht Riesenausmaße anzunehmen. Das geht schon daraus hervor, daß annähernd 600 Zeugen, garnicht zu reden von den zahlreichen Sachverständigen, vernommen werden müssen und daß die Anklageschrift 2263 Seiten umfaßt, wozu noch die Beilagen und die Gutachten von Sachverständigen und Böhrener-Inspektoren hinzukommen.

Der Vater der drei Brüder Sklarek ist ein in Kasimierz in Rußland geborener Schneider, der im Jahre 1877 nach Deutschland emigrierte und in Berlin eine Betriebswerkstätte für Herrenkonfektion gründete, später aber Zuchneider in einer Konfektionsfirma war. Im Jahre 1903 wurde der Vater Sklarek mit einem Gehalt als Einbürgerung abgewiesen und verstarb im Jahre 1911 ohne Hinterlassung von Mitteln. Mit ihrem 14. Lebensjahre kamen die drei Brüder Sklarek als Lehrlinge in die Textilbranche. Schon 1907 und 1908 bezogen Leo und Willi Sklarek Jahresgehälter von 6000 Mark. Trotzdem hatten die beiden infolge ihrer schon damals leichtsinnigen und verschwenderischen Lebensweise erhebliche Schulden und mußten vor dem Kriege den Offenbarungseid leisten. Der Ausbruch des Krieges brachte den drei Brüdern materielle Vorteile. Als Ausländer wurden sie nicht eingezogen, umso ungehinderter nutzten sie die Konjunktur durch Kriegslieferungen aus. Als Leo Sklarek als feindlicher Ausländer in Militärgefangenschaft genommen wurde, stellte er einen Antrag auf Einbürgerung in Preußen und Einstellung in das Heer. Als garnisonverwendungsfähig wurde Leo Sklarek eingezogen und auch kurz danach, November 1916, eingezogen. Willi und Max Sklarek erhielten erst im Jahre 1921 die Bürgerrechte. Im Jahre 1919 konnten sich Leo und Willi Sklarek bereits ihre ersten Rennpferde kaufen.

Im Jahre 1921 begannen dann die Geschäftsbeziehungen der drei Brüder zu der Kleider-Bewertungs-Gesellschaft (KBG), die im Besitze der Stadt Berlin war und deren Geschäftsführer damals Kieburg und deren Aufsichtsvorsitzender Stadtrat Köhl war. Die Bevorzugung mit Aufträgen der Brüder setzte sich ununterbrochen durch die ganze Inflationszeit fort. Die Brüder, deren Vermögenslage immer besser wurde, bauten ihr Geschäft nicht auf Kapital, sondern auf Kredit auf. Kohl und Kieburg wurden von ihnen bestochen, so daß die Sklareks schließlich die einzigen Lieferanten der beiden künftigen Geschäftspartnern, soweit es sich um Herrenkonfektion handelte, waren. In gewaltigen Vorhüllen riefen die Brüder das Geld an sich, ohne daß die Waren oftmals überhaupt geliefert wurden. Im Jahr 1926 belieferten sie sämtliche städtischen Dienststellen. Dann kamen die großen Kredite der Berliner Stadtbant

tur. Das „Journal“ stellt fest, daß nun alle Elemente zweiten Ranges zurückgetreten seien, und daß es im Schatten des Siegers von Lattinberg nur mehr Brüning und Groener gebe. Dies sei eine Regierung der Diktatur. Der wahrhafte Herr der Stunde werde Groener sein. Viel vernünftiger benimmt sich die „Republique“, die die Uebernahme des Außenamtes durch Brüning als den Versuch des Reichskanzlers auffaßt, die Kontinuität in einem Augenblick zu erhalten, in dem die großen internationalen Verhandlungen beginnen. Die Uebertragung zweier Minister an Groener widerspreche in keiner Form der Verfassung. Die Uebernahme des Reichswehrministeriums durch Groener sei eine Warnung an die Parteien der äußersten Rechten, in der regierungsfeindlichen Agitation gewisse Grenzen nicht zu überschreiten.

mit Hilfe gefälschter Auftragschreiben der städtischen Dienststellen hinzu. Die Stadträte Gabel und Degener und der Bürgermeister Schneider waren ihre unzerrennlichen Gefährten, die ihnen jede Schwierigkeit aus dem Wege räumten. Mit Hilfe der gefälschten Rechnungen stieg der Kredit immer höher, bis sich aber schließlich der Standal doch nicht mehr aufhalten lieh.

Bei ihren Betrügereien gingen die Brüder nach einem ganz bestimmten System vor. Es gab bei den Sklareks in den ganzen Jahren eine große Reihe bevorzugter Kunden und zwar durchweg Stadträte und Beamte der Stadtverwaltung, bei deren Konten sich der Vermerk „Nicht mahnen“ befand. Der Buchhalter Lehmann hat bei einer Vernehmung durch den Untersuchungsrichter angegeben, daß in den Jahren 1925/29 an Schmiegelber mindestens 1 200 000 Mark gezahlt worden seien. Auch bei der Bearbeitung der maßgebenden Persönlichkeiten hatten die drei Brüder eine gewisse Arbeitsstellung. Max Sklarek, der einen sehr herrischen, selbstbewußten Charakter hat, verhandelte meist mit dem Magistrat. Leo, der lustige Gesellschaft liebte, wurde dazu verwendet, mit den maßgebenden Personen auszugehen. Er gab in den Berliner Luxuslokalen das Geld mit vollen Händen aus. Willi dagegen, welcher die Buchführung am besten beherrschte, hatte im allgemeinen die Bücher zu den falschen Büchern unter sich. Auch der starke Hans Max Sklarek zum Aberglauben wird in dem Prozeß zur Sprache kommen. Seit dem Jahre 1919 ging er sehr oft zu einer alten Frau, die in dem Kauf steht, unternatürliche Sehergaben zu besitzen. Diese Frau hatte ihm eines Tages geweissagt, daß er in Neustadt gute Geschäfte machen werde. Er lernte auch kurz darauf Kieburg, den Geschäftsführer der KBG, kennen. Seit dieser Zeit war sein Glaube an die Geistesgaben dieser Frau unerschütterlich. Er besuchte sie mehrmals in der Woche und blieb dann stundenlang bei ihr.

Als wenige Wochen vor der Verhaftung bereits bei der Berliner Stadtbant Gerüchte über das Geschäftsgebahren der Sklareks laut wurden, ließ Stadtbantdirektor Schmitt Leo Sklarek rufen und jagte zu ihm: „Ich frage Sie auf Ehre und Gewissen und unter Berufung auf Gott: Ist bei Ihnen alles in Ordnung.“ Mit der größten Seelenruhe behauptete Leo Sklarek diese Frage unter Berufung auf Gott. Das war fünf Wochen vor seiner Verhaftung. Durch ihre guten Beziehungen versuchten die Brüder in den letzten Wochen vor der Verhaftung, die Revisionen, durch die die Fällungen herauskommen mußten, zu verhindern, was ihnen aber nicht mehr gelang. Die Revision ergab, daß die Fällungen in den Büchern von dem Buchhalter Lehmann auf Anweisung der Gebrüder Sklarek vorgenommen worden waren. Buchhalter Lehmann mußte die Fällungen in einem besonderen Raum herstellen und jedesmal Max Sklarek vorher bitten, ihm dieses Zimmer zur Verfügung zu stellen. Buchhalter Lehmann jagte dann gemöhnlich: „Herr Sklarek, ich muß mich nebenan in das kleine Zimmer setzen. Ich muß wieder die Unterlagen für die Bank anfertigen.“ Als eines Tages Willi Sklarek eine Auseinandersetzung mit seinen Brüdern hatte, jagte er in großer Erregung zur Sekretärin seines Bruders Max: „Wissen Sie, wo Sie hier sind? Sie sind hier bei den größten Verbrechern und Halunken, die schon seit Jahren unter falschem Namen Wechsel und Schecks laufen lassen. Jeden Tag sind wir reis für Max. Aufhören! Aufhören! Aufhören! Aufhören!“ Sie zitterte vor dem Standal, denn darauf steht Zuchthaus. — Die Brüder waren sich also über ihre Handlungsmethode vollkommen im klaren. Auf den Ausgang dieses Kienprozesses und sein Urteil kann man gespannt sein.



Willi, Max und Leo Sklarek.

Neue Landemethoden in Friedrichshafen.

Hb. Friedrichshafen, 10. Okt. Anschließend an die Landung des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ von einer Schweizerfahrt wurden vor dem hiesigen Hallenort Versuche mit einem neu konstruierten fahrbaren Ankermast ausgeführt. Die Versuche wurden von Chefkonstrukteur Dr. Dürr und Dipl.-Ing. Hilligart geleitet und sind zur vollen Zufriedenheit gelungen. Der neue Mast ist fahrbar auf Schienen, die durch die Halle führen. Es sollen durch diese neue Konstruktion viele Haltemannschaften erspart werden und auch der vordere Gondelpuffer wird durch die feste Verankerung des Luftschiffes an den Mast gesichert, denn ein Ausfliegen auf den Boden ist hierdurch völlig ausgeschlossen. Bei hohem Wetter ist das Einbringen in die Halle durch den neuen Mast ebenfalls sehr erleichtert, denn das Luftschiff ist jetzt vorantr und kann den Querwinden mehr Widerstand leisten.

Elf Jahre Zuchthaus für eine Muttermörderin.

D. Landau (Pfalz), 10. Okt. Das hiesige Schwurgericht verurteilte nach zweitägiger Verhandlung die des Muttermordes angeklagte 27 Jahre alte Ehefrau Lina Sturm von Walsheim bei Landau wegen Totschlags zu elf Jahren Zuchthaus. Die Angeklagte hatte in der Nacht zum 21. November v. J. ihre Mutter, eine geschiedene Frau Alos, mit einer Schlinge erdroßelt. Gespannte Familienverhältnisse, die ihre Gründe in der Arbeitslosigkeit des Ehemanns der Angeklagten hatten, waren der Anlaß zu häufigen Auseinandersetzungen zwischen Mutter und Tochter. Der Staatsanwalt hatte wegen vorläufigen Mordes die Todesstrafe beantragt.

Tagung der Kolonialdeutschen.

Stuttgart, 9. Oktober. Der Verband der Württ. und Bad. Kolonialdeutschen hielt kürzlich hier seine ordentliche Mitgliederversammlung ab. Der Vorsitzende Direktor Kübel bezeichnete es als unverständlich, daß man den politischen Zuständen an das Ausland

den Innenverpflichtungen gegenüber den Vorrang gegeben habe. In der Entschädigungsfrage sei das Deutsche Reich immer noch der Schuldner der Kolonialdeutschen. Die Arbeit der Frauenverbände für die Aufrechterhaltung des Deutschturns in den Kolonien könne als deutsche Tat nicht hoch genug bewertet werden. Ministerialrat Köstlin dankte dem Vorsitzenden Chr. Böhringer in sprach über die Anfänge deutscher kolonialistischer Tätigkeit und Oberleutnant Hartmann über „Selbsterlebes aus Chile“.

Sachtagung deutscher Dentisten.

Der Deutsche Dentistentag, der in der ersten Oktoberwoche in Frankfurt a. M. stattfand, war sehr stark besucht. Die zu gleicher Zeit anläßlich des Gründungsjubiläums des Frankfurter Lehrinstitutes für Dentistik veranstaltete berufspädagogische Ausstellung fand außerordentliche Beachtung. Der Vertreter der Zentralabteilung der Preussischen Regierung Wiesbaden, der Bürgermeister der Stadt Frankfurt a. M., die Vertreter verschiedener Verwaltungsbehörden und der Krankenkassen, der Deutschen Gesellschaft für Dentistik, des Europabundes der Dentisten überbrachten die Grüße und Glückwünsche für Tagung und Jubiläum. Die Vorträge und Demonstrationen erregten sich auf die wichtigsten Gebiete neuerzeitlicher Zahnbehandlung. Die Stellung des Dentisten in der sozialen Gesetzgebung, die Haftung für Kunstfehler im Zivil- und Strafrecht, die mittlere Berufsbildung, die Bedeutung der inneren Sekretion und der Vitamine für das Zahnstehen waren spezielle ausführliche Referate. Diese verschiedenen Themen wie Fachdemonstrationen wurden von Juristen, Beamten und anderen hervorragenden Ärzten, Kulturpädagogern wie Direktoren und Lehrern der dentistischen Institute behandelt und durchgeführt. Die mit der Tagung verbundene Sonderjahre deutscher Dental-Ergebnisse, ausnehmend reich beschriftet von nur ersten deutschen Firmen, zeigte eine große Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie. Die Tagung stand unter dem klammernreichen der allgemeinen Not und der sich daraus ergebenden Notwendigkeiten für die zahnhygienischen Interessen des deutschen Volkes.

So lebt man in Peking.

Von Roy Chapman Andrews.

Im Verlag v. A. Brockhaus, Leipzig, ist eine außerordentlich interessante Forschungsreise erschienen. Der Verfasser ist der bekannte amerikanische Forschungsreisende Roy Chapman Andrews, dem vor einigen Jahren der aufsehenerregende Fund der ersten Dinosaurier gelungen ist, die je entdeckt wurden. Das Buch, das sich „Mit Harpune, Büchse und Spaten, ein Forscherleben unserer Tage“ betitelt, bringt die abenteuerliche Karriere des fähigen Gelehrten, der seine Expedition mit dem Schauern der Subbiden im Amerikanischen Museum für Naturgeschichte in New York begonnen hat. Man kann dieses Buch das Werk eines „rauhenden“ Forschungsreisenden nennen. Wir entnehmen dem reichbebilderten Buch mit Erlaubnis des Verlags Brockhaus nachstehende Seiten.

Das Leben in China hat etwas von Maddin und seiner Wunderlampe. Man braucht bloß zu sagen, was man wünscht, und es geschieht. Am besten fragt man freilich nicht weiter nach, wie es zustande kommen soll.

Oft geben wir Abendessen für 25 oder 30 Personen, obwohl unser Silber und unsere Gläser nur für die halbe Zahl reichen. Ich erlaube mich nie, woher das übrige stammt; aber es ist immer da. Ich sage meinem Boy nur, wer an dem Abend eingeladen ist, und er leiht sich alles Nötige von den Diensthöfen einiger unserer Gäste. Wir besitzen ein paar besonders schöne Leuchter und Fischhüllen; ich sehe sie immer und bestimmt wieder, wenn wir irgendwo zu einer großen Gesellschaft gehen.

Man macht sich in Peking nie Gedanken, ob man ein paar Gäste unangemeldet zu irgendeiner Mahlzeit anbringen darf. Es scheint immer genügend zu sein. Häufig bin ich mit drei oder vier Personen zum Mittagessen erschienen; wenn die Dienerschaft nur unseren üblichen Ambüß zu zweit erwartete. Der Boy setzt niemals irgendwie eine bestürzte Miene auf. Wir plaudern vielleicht ein Weilchen länger bei den Cocktails, ehe gemeldet wird, daß der Tisch gedeckt ist; aber immer ist ein gutes Mahl bereitet.

Eines Abends beschloßen zwei von uns, im Klub zu speisen, wo das Essen immer eine Stunde vorher bestellt werden muß. Wir riefen Ginger, den Boy Nummer eins.

„Kannst du uns heute Abend Essen beschaffen, Ginger?“
„Warten Sie ein paar Minuten, ich gehe.“ Fünfzehn Minuten später meldete er, das Abendbrot stehe auf dem Tisch. Wir hatten sechs oder sieben Gänge einschließlich Pekingentenbraten. Diesmal waren wir wirklich neugierig.

„Ginger, wo du dies Essen herhaben?“
„Oh, Herr, das sehr leicht. Herr Fazon anrufen, er heute Abend nicht nach Hause kommen. Ich bitte sein Haus besorgen.“

Fazon wohnte nebenan, und zufällig war sein Boy in der Küche gewesen, als wir das unerwartete Abendessen bestellten. Er bekam ein bißchen Schmu dafür, daß er es herausbrachte, und Fazon hat nie etwas vermisst.

Das Leben ist in China derart leicht gemacht, daß man hoffnungslos verdoht wird. Diensthöfen kennt man dort nicht. Ist man mit einem Boy Nummer eins nicht recht zufrieden, müssen für gewöhnlich sämtliche Diensthöfen gehen; denn es ist alles sein Anhang. Man darf keine anderen einstellen, bis die alten auch wirklich aus dem Hause sind. Sind sie weg, dann hat man in ein paar Stunden eine neue Schar bekommen.

Ich habe nie ein Land kennen gelernt, wo man so gut ist wie in Peking. Den ganzen Winter über kommt eine erstaunliche Mannigfaltigkeit an Wildbret auf den Markt: Belasinen, Schnepfen, ein halbes Duzend Arten von Enten, Gänse, Fasanen, Wachstel, Rebhühner, Gagellen, Rebwild und Wildschweine. Alles ist erstaunlich billig. Für Belasinen bezahlen wir, glaube ich, 40 Pfennig das Stück, für Fasanen 2 Mark. Eier kosten durchschnittlich 100 Stück 3 Mark, Hühner 1,20 Mark.

Der Fisch ist in Nordchina nicht so gut, obwohl reichliche Mengen aus dem Meere bei Tientsin herangeschafft werden. Im April treffen Steingarnelen ein, riesige Tiere von 15 bis 20 Zentimeter Länge. Sie schmecken köstlicher als Hummer.

Mit dem Gemüse freilich hapert es ziemlich. Wenn man feins im eigenen Garten zieht, sollte man ungekochtes Gemüse lieber nicht essen. Wer die nötige Sorgfalt außer acht läßt, erkrankt unweigerlich an Ruhr oder anderen Darmleiden. Runkelrüben, Möhren, Spinat, Blumenkohl, Kopfsalat oder sonstige Gemüsearten, die sich kochen lassen, sind völlig ungefährlich. Es gibt im Sommer herrliche Erdbeeren; aber wir bräuen sie stets ab oder waschen sie mit Kaliumpermanganat, ehe wir sie essen.

Vor allem jedoch muß das Trinkwasser gut abgeloht werden. Wenn ich nach Amerika zurückkomme, tann ich mich jedesmal nur

schwer daran gewöhnen, aus der Leitung zu trinken. In China hat man immer Flaschen mit abgelohtem Wasser auf Eis liegen.

Man sollte meinen, daß solche Vorsichtsmaßregeln unangenehm werden; das ist aber keineswegs der Fall. Nach ein paar Wochen sind sie einem in Fleisch und Blut übergegangen.

Die besten französischen Weine, Whisky, Bier, Limonade, überhaupt alle Getränke in Flaschen bekommt man zu recht mäßigen Preisen. In der alten guten Zeit war das Trinken der Fluch des Orients. Heute ist es hiermit viel besser geworden.

Ehe die Nationalisten 1928 die Hauptstadt nach Nanking verlegten, war Peking die reizvollste Residenzstadt der Welt mit Ausnahme vielleicht von Konstantinopel. Es wohnen etwa 2000 Ausländer hier, wenn man die Gesandtschaften einrechnet, und zwar sind aller Herren Länder vertreten. Sie stellen ein recht buntes Weltbild vor, das dabei eigentlich ziemlich klein ist.

Natürlich bewegt sich das gesellschaftliche Leben im wesentlichen um die Gesandtschaften und den Klub. Peking ist vor allem eine Stadt mit viel Gesellschaftsbetrieb. Jeden Augenblick ist etwas los, und zwar gewöhnlich etwas Kurzweiliges. Ein Tändeln im Hotel oder im Sommer auf dem Dachgarten ist die übliche Unterhaltung nach dem Abendessen. Wir lassen uns Schattenbilder zeigen, oder ein hinesischer Zauberer gibt seine Künste zum besten. Der alte Egalang-dang gehört genau so zu Peking wie das Tschin-mönn-Tor. Er ist schon so lange da, wie der älteste Einwohner zurückerzählen kann.

Der lebende Tote

Rätsel um ein Millionenvermögen.
Von Dr. B. Sawelsjew.

Die russische Emigrantengesellschaft in Berlin hat wieder einmal ihre Sensation. Diesmal ist es tatsächlich eine Affäre, die sich wie ein Hintertreppentanz anhört und einen glänzenden Stoff für ein Filmmanuskript liefern könnte — mit dem Unterschied, daß hier Wirklichkeit ist, was in einem Film als unwahrscheinlich bezeichnet werden würde. Die Geschichte geht bis in die Tage der Inflation zurück. Einer von den vielen Ausländern, die damals für ein paar Dollars Sachwerte und Grundstücke von Millionenwert im verarmten Berlin zusammenkauften, war ein gewisser Aminjan Suleimanow, ein Afghane, von dem es hieß, daß er keiner einzigen europäischen Sprache mächtig sei. Dieser geheimnisvolle Mensch, von dem man nichts Näheres erfahren konnte, pendelte dauernd zwischen Berlin und London hin und her. Niemand wußte, womit er sich eigentlich beschäftigte. In Berlin erwarb er u. a. ein Kiefernhaus an der Ecke des Kurfürstendamms und der Fasanenstrasse. Der Wert des Hauses beträgt heute fünf Millionen Goldmark.

Im Jahre 1923 verließ Suleimanow plötzlich Berlin und fuhr nach Buchara. Er hatte angeblich Nachricht bekommen, daß während eines Kinobrandes seine vier Kinder, die sich mit seiner Frau in Buchara aufhielten, ums Leben gekommen seien. Viele Jahre vergingen. Kein Mensch hörte mehr von Suleimanow. Eines Tages aber erschien im Berliner Gericht, das nach dem Eigentümer des Kiefernhauses jagdete, ein ehemaliger Moskauer Rechtsanwalt, namens Artakur Lurid, und legte dem Suleimanow eine unterzeichnete Vollmacht vor. Die Unterschrift des Afghanen war von dem staatlichen Notar Bestow in Moskau und der deutschen Botschaft in der Sowjetrepublik beglaubigt. Aus dem Vermerk des staatlichen Notars ging hervor, daß Suleimanow sich in Buchara aufhielt. Auf Grund der Vollmacht wurde Lurid nicht nur der Verwalter des Hauses am Kurfürstendamm, sondern auch Verwalter aller Geschäfte des Afghanen. Es stellte sich ferner heraus, daß Suleimanow einen Sack in der Deutschen Bank hatte. Inzwischen verbreitete sich in Emigrantenzirkeln allerdings das unkontrollierbare Gerücht, daß Lurid im Auftrag der G.P.U. handle, die den Afghanen gefangen hielt und auf diese Weise in den Besitz seines Vermögens gelangen wollte.

Vor einem Jahre erschien plötzlich die afghanische Gesandtschaft auf dem Schauplatz der Handlung. Ihr Vertreter, Erich Koch-Weser, verklagte den Rechtsanwalt Lurid auf Herausgabe des Nachlasses von Suleimanow, da nach Erkundigungen Suleimanow seit Ende des Jahres 1923 nicht mehr unter den Lebenden sein sollte. Lurid ließ während der Gerichtsverhandlung zwei russische Zeugen erscheinen, die unter Eid erklärten, daß sie Suleimanow in Moskau gesehen hätten. Einer von den Zeugen war der Professor M. Tschunkki, Vorsitzender der Moskauer Rechtsanwaltskammer. Wiederum verbreiteten sich Gerüchte, die besagten, daß Tschunkki den Auftrag hatte, Suleimanows Juwelen, die er seinerzeit in einem Safe der Deutschen Bank verwahrt hatte, nach Moskau zu bringen. Das Gericht in erster Instanz gab jedoch der afghanischen Gesandtschaft Recht und überließ ihr eine einstweilige Verfügung über den Nachlaß Suleimanows. Gegen dieses Urteil wurde vom Rechtsanwalt Lurid Berufung eingelegt. Das Kammergericht hob in zweiter Instanz die einstweilige Verfügung auf und wies den Antrag der afghanischen Gesandtschaft zurück. Interessant ist die Auslegung der Entscheidungsgründe. In dem Schriftsatz des vierten Senats des Kammergerichts heißt es u. a.: „Der Antragsteller (die afghanische Gesandtschaft) behauptet, berechtigt zu sein, zur Sicherung des Nachlasses von afghanischen Staatsangehörigen gerichtliche Schritte vor deutschen Gerichten ergreifen zu dürfen. Er hat zur Begründung seines Antrages vorgetragen, daß Suleimanow die afghanische Staatsangehörigkeit beibehalten habe und, falls er noch am Leben sei, noch beizöhe. Diese Fragen können jedoch dahingestellt bleiben. Der Antragsteller hat nämlich nicht glaubhaft machen können, daß Suleimanow tot oder verschollen sei. In der Annahme, daß Suleimanow nach dem Jahre 1923 noch gelebt hat und sogar heute noch lebt, wird der Senat darin bestärkt, daß mehrere Personen eidesstattliche Versicherungen abgegeben haben, daß Suleimanow in den letzten Jahren in Moskau gesehen und erkannt worden ist.“

In russischen Emigrantenzirkeln, die die Affäre selbstverständlich mit größter Erregung verfolgen, wird jetzt gerüchtweise behauptet, daß die Person, die als Suleimanow erkannt worden ist, eine fremde, vorgegebene Persönlichkeit war, und daß der echte Suleimanow entweder tot sei oder tatsächlich von der Tscheta gefangen gehalten werde.

Ein ganzer Rattenkönig von Prozessen droht noch im Zusammenhang mit der Suleimanow-Affäre auszubrechen. Man spricht von der Möglichkeit eines Meineidverfahrens gegen Tschunkki, dem Zeugen, der die eidesstattliche Erklärung abgegeben hat, Suleimanow in Moskau gesehen zu haben. Aber auch die Echtheit der von Suleimanow unterzeichneten Vollmacht wird angezweifelt. Der Text der Vollmacht ist in einem Stil gehalten, wie er in den Gerichten der Jarenzeit üblich war und wie ihn die Sowjetgerichtsbarkeit nicht kennt. Der russische Journalist Dr. A. Kollowiski, ein vor dem Kriege außerordentlich populärer Publizist, hat sich der Sache angenommen und fordert in außerordentlich logisch konstruierten Leit-

Ein gewisser Teil der Fremden in Peking spielt viel Brölge, Poker oder Mahjong. Ich bekomme nicht viel von ihnen zu sehen, denn meine Freunde sind die Freizeitmenschen — die lieber reiten oder Polo und Tennis spielen, auf die Jagd gehen oder sich an den Rennen beteiligen.

Während der Frühjahrs- und Herbstrennen schließen die ausländischen Banker, und ganz Peking feiert. Die meisten von uns haben ihre eigenen Rennpferde, reiten sie selber zu und steuern sie auch als Herrenreiter im Rennen. Es ist zwar eigentlich eine Familienangelegenheit, aber es wird hoch gewettet, und viel Geld wechselt den Besitzer. In Shanghai befaßt sich der Einfluß beim Champiorenrennen auf mehrere 100 000 Dollar.

Polo wird vom ersten April an bis Mitte November gespielt. Wir sind alle Feuer und Flamme und nehmen den Sport überaus ernst. Ja in der Regel sogar viel ernster als die leidigen Geschäfte. Niemand arbeitet allzu schwer. Die Arbeit ist eben eine Art notwendiges Übel, das das Spiel ermöglicht. Beinhaltet man jemanden geschäftlich, so plaudert man mindestens die Hälfte der Zeit über das Polo, die Rennen oder die letzte weitergehende Neuigkeit in der Post. So will es die Landessitte. Man beginnt nie eine geschäftliche Unterredung mit einem Chinesen ohne Vorrede. Das würde entschieden als unhöflich gelten. Man muß sich erst ein Weilchen über allgemeine Dinge unterhalten und etwas Tee trinken, ehe man den eigentlichen Zweck des Besuchs vorbringt. Die Ausländer haben diesen Brauch ebenfalls angenommen.

Viele von uns mieten einen Tempel in den Bergen oder in der Nähe der Rennbahn als Landwohnung. Mein Tempel steht auf einem entzückenden Blühen voll großer Fliederbäume, schöner Blumen und Singvögel. Er ist sehr alt, vielleicht 500 Jahre. Ich miete ihn vom Dorf. Wie die Aeltesten das Geld eigentlich verdienen, weiß ich nicht; aber jedes Jahr kommen drei würdige Greise zu meinem Haus in Peking gepilgert. Wir trinken zusammen Tee, besprechen die Zeitläufte, und dann gebe ich ihnen 240 Dollar, die Miete für das Jahr.

Die russische Emigrantengesellschaft in Berlin hat wieder einmal ihre Sensation. Diesmal ist es tatsächlich eine Affäre, die sich wie ein Hintertreppentanz anhört und einen glänzenden Stoff für ein Filmmanuskript liefern könnte — mit dem Unterschied, daß hier Wirklichkeit ist, was in einem Film als unwahrscheinlich bezeichnet werden würde. Die Geschichte geht bis in die Tage der Inflation zurück. Einer von den vielen Ausländern, die damals für ein paar Dollars Sachwerte und Grundstücke von Millionenwert im verarmten Berlin zusammenkauften, war ein gewisser Aminjan Suleimanow, ein Afghane, von dem es hieß, daß er keiner einzigen europäischen Sprache mächtig sei. Dieser geheimnisvolle Mensch, von dem man nichts Näheres erfahren konnte, pendelte dauernd zwischen Berlin und London hin und her. Niemand wußte, womit er sich eigentlich beschäftigte. In Berlin erwarb er u. a. ein Kiefernhaus an der Ecke des Kurfürstendamms und der Fasanenstrasse. Der Wert des Hauses beträgt heute fünf Millionen Goldmark.

Jetzt fragt Dr. Kollowiski, warum Suleimanow, wenn er am Leben ist, es nicht für nötig halten sollte, um allen Gerüchten ein Ende zu bereiten, persönlich in Berlin zu erscheinen und sein Vermögen, das inzwischen zu seinem Nachlaß geworden ist, in Empfang zu nehmen. Darauf erklärt Lurid, daß die Sowjetbehörden Suleimanow die Ausreisewilligung verweigert hätten! Wer bringt nun Licht in die dunkle Affäre? Eine Zahl von Fragen bleibt unbeantwortet. Lebt Suleimanow oder ist er tot? Man beachte die außerordentlich vorfichtige Formulierung der Streitfrage durch das Berliner Kammergericht. Die Frage, ob Suleimanow am Leben sei, wird nicht entschieden.

Der Rechtsanwalt Lurid, der sich von der Dr. Kollowiski beleidigt und verleumdet fühlt, veröffentlichte in einer Berliner Emigrantenzugung einen offenen Brief an Dr. Kollowiski und fordert ihn zu einem Ehrengericht auf. Falls Dr. Kollowiski sich weigern würde, das Ehrengericht anzunehmen, droht Rechtsanwalt Lurid dem bekannten russischen Journalisten mit strafrechtlicher Verfolgung. Wie Dr. Kollowiski aber öffentlich erklärt, denkt er garnicht daran, vor einem Ehrengericht zu erscheinen und sieht auch einer strafrechtlichen Klage ruhig entgegen. Dr. Kollowiski behauptet, nur den einen Wunsch zu haben, den Schleier über die geheimnisvolle Angelegenheit zu lüften. In seiner Darstellung hält er sich ausschließlich an Fakten und Tatsachen. Man darf auf den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit mit Recht gespannt sein. Wenn es nicht gelingt, nachzuweisen, daß der Autor der Briefe tatsächlich der gleiche Suleimanow ist, der in der Inflation Sachverhalte in Berlin gemacht hat, bleibt immerhin die Wahrscheinlichkeit bestehen, daß wirklich eine vorgegebene Person die Rolle Suleimanows spielt, um die sich Interessen verschiedener Leute gruppieren. Allerdings ist es der afghanischen Gesandtschaft ebensowenig gelungen, einwandfrei zu beweisen, daß Suleimanow tot ist. Der lebende Tote bleibt vorläufig ein unlösbares Rätsel.

Humor.



„Halte ihn nur gut fest — denn sonst bekommen wir den Ball nicht wieder!“ (Judge.)

Er und Sie. Herr (zu einem Freunde): „Wie kommt es, daß Deine Frau immer so elegant ist und Du so — hm — oft so schäbig aussiehst?“ — B.: „Ja, meine Frau kleidet sich nach dem *Journal*, ich mich nach meinem *Scheibuch*.“ — (Le Rire.)

Zurechtgewiesen. In einer Gesellschaft wollte ein Advokat einen Toast ausbringen. Kurz und bündig sagte er: „Dieses Glas allen ehrlichen Männern und schönen Frauen!“ — worauf die Gastgeberin, die auffallend häßlich war, mit feinem Lächeln entgegnete: „Sehr gut gesagt, Herr Doktor, nur paßt es weder auf Sie noch auf mich.“ — (Charivari.)

Seltene Zurückweisung. Einem als starken Trinker bekannten Herrn wurden bei einem Essen Weintrauben angeboten. „Danke!“ lehnte er ab, „ich trinke keinen Wein in *Pillennorm*.“ — (II Motto per ridere.)

Begreiflich. A. (zu seinem Klarnachbar): „Gestern Abend hatte ich Krach mit meiner Frau. Haben Sie etwas gehört?“ — B.: „Nur das, was Ihre Frau sagte.“ (Exet. Kopenhagen.)



DORNBUSCH
ein **KRAGEN** der
Ihnen Freude macht

Dornbusch-Hemden + Dornbusch-Pyjamas

Kraftfahrzeug und Wirtschaftskrise!

Adler	Victoria
Ardie	Vomag
Audi	Wanderer
Avis Celer	Weise & Co.
Böhme	Wimmer
B. M. W.	Württembergia
Brennabor	Zündapp
Büssing	Alfa-Romeo
Deutsche	A. J. S.
Werke	Amilcar
D. K. W.	Auburn
E. B. S.	Austro-Daimler
Elfa	Blackburne
Faun	B. S. A.
Goliath	Bugatti
Hanomag	Chandler
Hansa	Chrysler
Hansa-Lloyd	Citroën
Henschel	Essex
Hercules	Excelsior
Horch	Fiat
Horex	F. N.
Hille	Ford
Hulla	Graham-Paige
Imperia	Gillet
Junkers	Harley-
Komnick	Davidson
Krupp	Henderson
Maffei	Hupmobile
Magirus	Isotta-Fraschini
Mammut	Indian
Mannesmann	J. H. C.
M. A. N.	Lancia
Maybach	Mathis
Mercedes-Benz	Minerva
N. A. G.	Motosacoche
N. S. U.	Nash
Nestoria	Oldsmobile
Opel	Overland
O. D.	Packard
Phänomen	Peugeot
Puch	Praga
Röhr	Renault
R. M. W.	Rolls-Royce
Rollfix	Royal-Endfield
Schüttoff	Rudge-
Simson	Whitworth
Supra	Salmson
Standard	Saroléa
Stock	Steyr
Stoewer	Studebaker
Tempo	Stutz
Tornax	Tatra
Triumph	Willys Knight
U. T.	
General Motors	

Das wirtschaftlich betriebene Kraftfahrzeug ist für seinen Besitzer das beste

Erwerbsinstrument gerade in schwersten Zeiten!

Aber jeder muß das Kraftfahrzeug wählen, dessen Betriebskosten seinem Geldbeutel entsprechen und dessen Leistungen seinen Berufsansprüchen genügen. Damit erfüllt er die wesentlichste Voraussetzung, um sich vor kostspieligen Überraschungen zu bewahren.

Kraftfahrzeug-Industrie und -Handel liefern in Deutschland Fahrzeugtypen für alle, auch die bescheidensten Bedürfnisse. Deshalb ist heute mehr denn je Gelegenheit gegeben, eine zweckentsprechende Wahl beim Kraftfahrzeugkauf zu treffen.

Nicht Spitzenleistungen, sondern gute Durchschnittsleistungen, nicht Höchstgeschwindigkeiten, sondern gute Reisegeschwindigkeiten machen das Kraftfahrzeug zum wirtschaftlichen, zeit- u. geldsparenden Beförderungsmittel.

Kein Kraftfahrzeugbesitzer sollte durch übereilte Stilllegung die Amortisation seines Fahrzeuges verhindern.

Aber: Entscheidend für die Ausbeute eines jeden Fahrzeuges ist

wirtschaftlicher Fahrbetrieb!

SHELL Benzin und das Shell Spezialgemisch Dynamin entsprechen, jedes für sich, in idealer Weise den Anforderungen des modernen Kraftfahrzeuges.

SHELL AUTOOLE, deren sechs Qualitäten auf alle Motortypen und alle Jahreszeiten abgestimmt sind, gewährleisten vollkommene Schmierung.

Unsere Produkte sind entstanden in jahrzehntelanger Arbeit und Erfahrung und in Angleichung an den ständigen Fortschritt in der Kraftfahrzeugindustrie.

In unseren Fabriken, welche die bedeutendsten ihrer Art in Deutschland sind, werden unsere Produkte fortlaufend durch Fachleute überwacht.

Dauerbeanspruchungen durch Fahr- und Verbrauchs-Versuche sowie fort-dauernde Zusammenarbeit mit der Kraftfahrzeugindustrie dienen der praktischen Ergänzung unserer Forschungen, deren ständiges Ziel es ist:

höchsten Nutzeffekt bei wirtschaftlichem Fahrbetrieb

zu bieten durch:

SHELL BETRIEBSSTOFFE SHELL AUTOOLE

Rhenania-Ossag Mineralölwerke A.-G.

Die Wirtschaftsnot in Baden

Von Handelskammerpräsident Robert Nicolai, Karlsruhe

Gewaltig ist die Wirtschaftsnot in den letzten Monaten in ganz Deutschland geworden. Die Ursachen dazu sind mannigfaltiger Art: der verlorene Krieg, das dadurch verkleinerte Deutschland, der Verlust der Kolonien, die gewaltigen Kriegslasten mit den daraus folgenden ebenso großen Steuerlasten, die offenbar zu weit gegangene Rationalisierung mancher Betriebe, die großen Auslagen für das Heer der Erwerbslosen, Kapitalmangel, die Selbständigmachung vieler früher bedeutsamer Oberrhein-Absatzgebiete. Die Folgen aller dieser Erscheinungen hatten jedem deutschen Gebiet an, doch noch verschärft treten sie in den Grenzgebieten auf, insbesondere in Baden. Während der Osten für seine gewiß unverkennbar große Not reichliche Mittel zur Verfügung gestellt erhielt, sind diese leider in Baden so gut wie ausgeblieben. Die im Verhältnis zur badischen Grenznot nur sehr karg bemessenen Mittel sind lediglich ein Tropfen auf einem heißen Stein.

Die stärkere Belastung eines Grenzgebietes trat in Baden schon in den ersten Tagen nach Kriegsschluß ein, als über 24.000 ausgewiesene Elsaß-Lothringer in Baden untergebracht werden mußten, von denen die Stadt Karlsruhe allein 8000 übernahm. Württemberg hat nur 8500 und Baden 14.000 Elsaß-Lothringer aufgenommen. Die starken wirtschaftlichen Beziehungen zu dem Saargebiet und zu Luxemburg wurden sofort auf das ärgste beeinträchtigt, und außerdem trug die Besetzung der Pfalz wahrhaftig nicht zu einer lebhafteren Gestaltung der Beziehungen zwischen diesem Gebiet und dem anschließenden Baden bei. So ist es denn nicht zu verwundern gewesen, daß die Steuerwerte des Betriebsvermögens in Baden schon vor einigen Jahren durchschnittlich auf die Hälfte der Vorkriegswerte gesunken sind, und daß sie nunmehr noch weiter ganz erheblich den Abstieg nach unten vorgenommen haben, wird wohl niemand bezweifeln.

Die neue Grenzziehung haben fast alle badischen Industrie- und Handelszweige scharf gespürt. Ich kann hier nicht auf sämtliche Geschäftszweige näher eingehen, weil es zu weit führen würde, und ich begnüge mich mit einigen Beispielen:

Die Nähmaschinenindustrie in Karlsruhe und Durlach, die von jeher eine hervorragende Stellung einnahm, hatte vor dem Kriege eine steigende Verkaufskurve für ihre Produkte zu verzeichnen. Infolge des Verlustes der Absatzgebiete Elsaß-Lothringen und des Saarlandes sowie der hohen französischen Schutzzölle traten starke Rückschläge ein. Auch sind die Bezugsquellen für Holz, Kohle und Eisen, die vor dem Kriege einen günstigen Einkauf ermöglichten, abgeschnürt. Während vor dem Kriege in dieser Industrie durchschnittlich noch 5000 Menschen beschäftigt waren, sank die Zahl der Arbeitskräfte von Jahr zu Jahr. Im Sommer 1929 betrug sie schon nur noch 3000 und heute beläuft sich diese lediglich auf annähernd 2000.

Ein anderes Beispiel: Die allbekannte Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe, die das badische Bahnnetz mit Lokomotiven versorgte, kam trotz ihrer guten Einrichtung und obwohl sie die einzige in ganz Baden war, vollkommen zum Erliegen. Ein Betrieb, der in den nächsten Jahren auf eine hundertjährige Tätigkeit hätte zurückschauen können, existiert überhaupt nicht mehr.

Weiterhin: Die jahrelange Besetzung und die vorgenommenen Beschlagnahmen in dem großen Mannheim-Industrie- und Handelshafen, im Karlsruher Rheinhafen und im Kehler Hafen waren mit schwersten Schädigungen der an diesen Häfen beteiligten Firmen verbunden, die heute noch weit davon entfernt sind, diese Schäden überwunden zu haben. Oberbadische Industriezweige, wie die Uhrenindustrie, Textilindustrie, Bürstenindustrie und andere haben in weitem Umfange ihre Betriebe entweder ganz eingestellt oder stark eingeschränkt. Auch die berühmte Pflorzheimer Bijouterie-Industrie kämpft seit Jahren einen in vielen Fällen verlustbringenden Kampf auf dem Weltmarkt.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß, während vor Jahren zunächst die schwächeren Firmen zu Hunderten zusammenbrachen, in letzter Zeit auch durchaus altangesehene und gut geführte Unternehmungen aus Industrie, Großhandel und Einzelhandel entweder in Konkurs gerieten oder zu einem Vergleichsverfahren gezwungen waren. Die Zahl der Firmenlösungen in Baden betrug im Jahre 1929 rund 1000, im Jahre 1930 rund 1100, im ersten Halbjahr 1931 bereits 621. Die Schuldnerlisten, die die badischen Handelskammern veröffentlichten, schwellen immer mehr an, ein Beweis dafür, daß nicht nur Handels- und Industrieunternehmen, sondern auch Handwerk, freie Berufe und Private auf das Schwerkste betroffen werden. Diejenigen Industrie- und Handelsbetriebe, die nun noch übrig geblieben sind, haben daher auf ihren Schultern eine umso schwerere Steuer- und Abgabenlast zu tragen.

Der badische Fremdenverkehr und insbesondere der des Schwarzwaldes wurde vor dem Kriege namentlich von Elsaß-Lothringern belebt. Dies galt sowohl für den Kur- und Erholungsverkehr während der Ferien, als auch für den sonstigen Touristenverkehr. Durch den Verlust Elsaß-Lothringens ist hier eine außerordentlich schmerzliche Lücke entstanden, die namentlich das Hotelgewerbe stark empfindet, das stets unter der allgemeinen Wirtschaftsnot leidet, und zudem noch den scharfen Wettbewerb des benachbarten Auslandes spüren muß, dem immer noch alljährlich Tausende von Deutschen zustreben. Die ungünstige Lage des Fremdenverkehrs und des Hotelgewerbes empfinden stark auch der hiervon wieder befruchtete Einzelhandel sowie das Handwerk.

Eine tief einschneidende Schädigung erfuhr die Wirtschaft im badischen Grenzgebiet jüngst durch das französische Einfuhrverbot für Holz, das ganz plötzlich und unerwartet in Kraft trat. Große Holztransportbetriebe wurden an der Grenze von dem Verbot überrascht, und weitere Arbeitslosigkeit in den holzverarbeitenden Betrieben ist die Folge bei der an und für sich schon bekannnten katastrophalen Lage des badischen Waldbesitzes, der badischen Sägewerks- und sonstigen Holzindustrie. Obwohl die badische Regierung und die badischen Handelskammern sofort entsprechende Vorstellungen bei der Reichsregierung unternommen haben, besteht die Sperre noch, und die französische Regierung hat erklärt, daß das deutsche Holzkontingent für das laufende Jahr als bereits erschöpft zu betrachten sei.

Die Not des badischen Landes erhellt daraus, daß es viel früher als andere Länder und außerdem noch schärfer Maßnahmen, wie z. B. die Notverordnung vom 9. Juli d. J., erlassen mußte.

Die große Grenznot Badens wird ferner unterstrichen durch seine Auswandererzahlen. Nach der Reichsstatistik über Auswanderung sind im Zeitraum von 1910 bis 1925 aus Baden allein 20.078 Menschen nach Übersee ausgewandert. Auf 100.000 Einwohner entfielen

in Preußen	78,1
in Hessen	85,8
in Sachsen	91,4
im Reich	104,6
in Bayern	126,6
in Württemberg	175,8
in Baden	205,1

Auswanderer nach Übersee.

Kultur und Wirtschaft sind auf das Engste miteinander verbunden: ein Gedeihen der Wirtschaft ist die Grundlage für kulturelle Weiterentwicklung, und so sehen wir denn auch, daß die Künstler und Geistesarbeiter von der allgemeinen Wirtschaftsnot schwer mit betroffen wurden. Auch in diesem Zusammenhang möchte ich der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß wir bald den tiefsten Stand erreicht haben. Die Zahl der Hoffungslosen ist zwar recht groß geworden, doch darf ich daran erinnern, daß auch das schlimmste Inflationsende vor etwa acht Jahren in unerwartet kurzer Zeit ein Ende genommen hat.

VOLK UND HEIMAT

KARLSRUHER
HERBSTTAGE

BADISCHE WOCHE

VOM 10. BIS 18. OKTOBER 1931

SONDERNUMMER DER BADISCHEN PRESSE

Von der Festschrift zur Notschrift!

Die Festschrift zum Badener Heimattag 1930 die Not auszuspochen und gemeinsame Wege einzuhaken in ihrer repräsentativen Form den grobangelegten Versuch unternommen, Baden als geistige und geographische Einheit darzustellen. Obwohl das Thema nicht im entferntesten erschöpft werden konnte, wurde doch allgemein anerkannt, daß die grobe Linie aufgezeigt wurde. Und darauf mußte es ja in erster Reihe ankommen.

Die Notschrift zur Badischen Woche 1931 hat im wesentlichen eine andere Aufgabe: sie ist nicht Darstellung allein, sondern Auftritt — Notruf. Das Land, das Volk, die Geistigen, die Wirtschaft, sind in eine Bedrängnis geraten, die beispiellos in der Geschichte dasteht.

Da ist es nicht Zeit, Feste zu feiern; da ist es Pflicht, Festes, sondern der Not.

So ist aus der Festschrift eine Notschrift geworden. Wenn es auch erforderlich war, den Zusammenhang mit der früheren Schrift zu wahren, so muß doch dieser fundamentale Unterschied erkannt werden.

Der Verlag der Badischen Presse hat auch dieses Mal alles getan, um der Schrift die äußere Würde zu geben, die der Augenblick heischt.

Aber vergessen wir nicht: es ist nicht die Würde des Festes, sondern der Not.

Von hier aus möge sie der Leser beurteilen.

Die Redaktion.

Sonntag, den 11. Oktober 1931
vormittags 11½ Uhr im großen Festhallsaal.

Notkundgebung

Veranstalter: Gesellschaft für geistigen Aufbau, Badische Heimat, Badische Hochschule für Musik, Badisches Landestheater, Verkehrsverein Karlsruhe.

Mitwirkende: Landestheater-Orchester unter Leitung des Generalmusikdirektors Josef Kripps, Badischer Kammerchor unter Leitung von Franz Philipp, Direktor der Badischen Hochschule für Musik, Karlsruhe, Julius Weismann, Freiburg

Programm

1. Musik: Ouvertüre zu der Oper: „Das Nachtlager in Granada“ von Konradin Kreuzer-Melkirk, Landestheater-Orchester unter Leitung von Generalmusikdirektor Josef Kripps.
2. Eröffnungsganssprache: Prof. Herrmann Eris Busse, Freiburg.
3. Manifeste der Not
Dr. Hermann Barthelemy, Dr. Friedrich Mücke, Binnand, Dr. Leopold Ziegler, Ueberlinger, Geist und Volk.
4. Zwei a-capella-Werke für achtsstimmigen gem. Chor:
a. St. Martinuslied
b. Hymnus
Franz Philipp
Gesungen vom Badischen Kammerchor unter Leitung des Komponisten
5. Kundgebung des Badischen Landestheaters
Ansprache: Intendant Dr. Hans Waag-Karlsruhe
6. Schlußansprache: Schriftsteller Heinrich Berl-Karlsruhe.
7. Musik: Aus der Rhapsodie für großes Orchester von Julius Weismann-Freiburg.
Landestheater-Orchester unter Leitung des Komponisten
Uebertragung der Kundgebung durch den Sändfunk.

Bemerkungen der Redaktion

Wir weisen darauf hin, daß Bilder mit Faksimiles und autographischen Skizzen von Leopold Ziegler, Hermann Barthelemy, Julius Weismann, Franz Philipp, Friedrich Mücke, Hermann Barthelemy, Heinrich Berl, den Mitwirkenden der Badischen Woche, in der „Festschrift zum Badener Heimattag 1930“ zu finden sind. Im Hinblick auf die notwendige Raumbeschränkung konnten daher nur Biographien und Bilder solcher Persönlichkeiten aufgenommen werden, die inzwischen noch als Badener erforscht wurden.

Wie beim Badener Heimattag den „Kongress der Badener“ hat der Verlag der Badischen Presse auch die „Notkundgebung der Geistigen“ bei der Badischen Woche durch erhebliche finanzielle Opfer ermöglicht. Das Komitee der Badischen Woche möchte es daher nicht verstimmen, dem Verlag seinen Dank auszusprechen, zugleich auch im Namen der notleidenden Künstler und Wissenschaftler, denen es dadurch ermöglicht wurde, von ihrer Lage zu sprechen.

Für die Redaktion verantwortlich: Heinrich Berl, Karlsruhe.

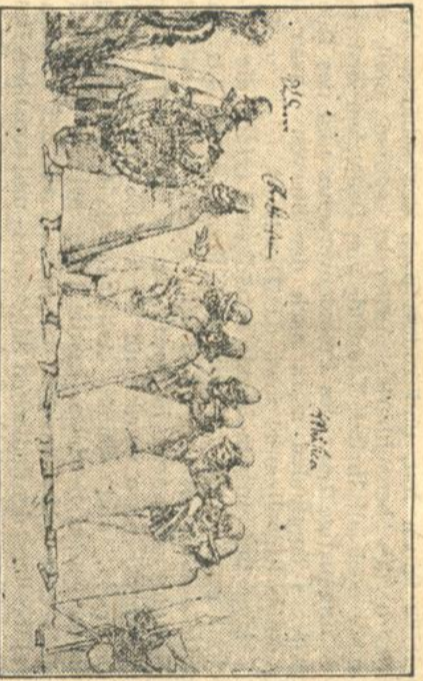
Alte badische Musik in der Markgrafschaft Baden-Baden

Von Dr. Otto zur Nedden - Tübingen

In den „Veröffentlichungen des Musik-Instituts der Universität Tübingen“ ist vor kurzem als Heft IX von Dr. Otto zur Nedden, der sich als vorzüglicher Kenner der Materie schon früher in Karlsruhe ausgedeutet hat, ein Beitrag erschienen: „Quellen und Studien zur oberbairischen Musikgeschichte im 13. und 14. Jahrhundert“ (Tübingen-Verlag Cassel).

Mit Philiberts Sohn, dem gleichfalls unter bayerischer Vormundschaft aufgewachsenen Philipp II. (1569—1588) gelangten wir in einen für die musikgeschichtliche Forschung ergiebigen Zeitalterschnitt. Noch während des Aufenthalts des jungen Markgrafen in München erfahren wir, daß bei der Reorganisation der Markgrafschaft und Wiederherstellung des katholischen Glaubens durch den Statthalter, Ott Heinrich Graf von Schwarzenberg, auch musikalische Fragen berücksichtigt werden und bereits 1570 von der Anstellung eines Organisten die Rede ist. In dem Bericht, den der Statthalter von Baden aus nach München sendet, über den Befehl des ganzen negotium religionis heißt es: „So hab ich auch einen guten Organisten aufgenommen und mit Verleihung göttlicher gnaden den Gottesdienst bei dem Stift dahin gerichtet, das E. I. gn. darob ein Cristliche freidt und wolgefallen sehen wurden, ess hallen auch abherail doctores, magistri Arreum und andere wessentliche Priester bei dem Stift, vmb Canonient an, also das verhoffentlich derselb mit tauglichen

seinen deutschen geistlichen Gesängen (typisch protestantischer Kirchenmusik) vertreten ist, ist bemerkenswert, braucht aber hinsichtlich des sonst streng katholisch gerichteten Hofes nicht zu verwundern. Das gleiche gilt für die hier aufgeführten „psalmen Davids“, des protestantischer württembergischer Kapellmeisters Sigmund Hemel. Zu ergänzen ist das Repertoire der Kantorei sicherlich durch Kompositionen des Kapellmeisters Gianni. Daß die Instrumentensammlung des Markgrafen (bire Aufzählung erfolgt in der charakteristischen Reihenfolge von Tacten-, Blas- und Streichinstrumenten) nicht ausschließlich präkatholischen Gebrauch, sondern zum Teil auch Sammelzwecken dienete, ist im Sinne zeitlicher Gepflogenheiten als sicher anzunehmen. Der kirchliche Charakter der Kantorei bestimmt sich aus den zahlreich überlieferten liturgischen Kompositionen aus den Verzeichnissen, die der Markgraf zur musikalischen Ausstattung des Gottesdienstes in der Stiftskirche erworben haben wird. Daneben wird zu den Festen und Mahlzzeiten auf dem Schlosse häufig Tafel-Tanzmusik und weltliche Liedkunst erklingen sein, worauf die Villanelle, Madrigale und Sammlungen von deutschen und ausländischen „Jänntz“ in der Notendruck und die virginals, Lauten und Geigen der Instrumentensammlung hindeuten. Den Leiter der Kapelle Franzisko Gianni werden wir uns außerdem auch als Organisten in der Stiftskirche vorstellen haben; während der Name des in den Dienstbüchern mit



Die Kapellmitglieder des Markgrafen Philipp II. von Baden-Baden im Leichenzug 1588.



II. von Baden-Baden im Leichenzug 1588.

Personen in Kurtz sol besetzt sein. Vielleicht ist der Organist Isaac Weber, den das Pfarrarchiv von St. Georg zu Hagenau 1585 als „Organist von Baden“ nennt. Als der junge Markgraf dann Ende der 70er Jahre selbst die Regierung seiner Lande antritt, entfällt er bald ein so reges kulturelles Leben, wie es die alte Markgrafenstadt bis dahin noch nicht erlebt hatte. Es liegen hier mehrere aufschlußreiche Dokumente vor, aus denen sich eine eigene Hofkantorei des Markgrafen mit acht Kapellmitgliedern, einem Halten der Gattin-Generation, Franzisko Gianni, als Kapellmeister und einer Notendruckerei aus Reperthore, die fast die ganze hauptsächlich literarische des 16. Jahrhunderts umfaßt, nachweisen läßt. Die mit dem Ende des capella-Zeitalters verknüpfte grobe musikalische Kultur-epoche des a capella-Stils sollte hier auf deutschem Boden an einem kleineren Fürstenhofe noch eine letzte späte Blüte treiben. Die äußere Entwicklungsgeschichte der Kantorei, Namen und Besetzung der Kapellmitglieder, sowie ihre musikgeschichtliche Stellung als eine Art Ableger der Münchener Hofkapelle in ihrer Glanzzeit unter Orlando di Lasso, hat der Verfasser in ihrem Aufsatz „Die Kantorei am Hofe des Markgrafen Philipp II. von Baden-Baden (1589—1588)“ genannt und darzulegen versucht. In Ergänzung dazu seien hier aus den zitierten Dienstbüchern die Namen der vier Hofkapellmeister des Markgrafen genannt, Georg Dodel, Paulus Lindau, Lorenz Beer und Balthasar Graub, jeder mit einem „Dienstgeld“ von 30 Gulden. Ein anderes Aktenstück nennt noch den Hofkapellmeister Haus Heidenheim von Stanger im Leichenzug des Markgrafen 1588 beigetragen. Auf der anderen Seite sind nur Männer abgebildet. Vielleicht bestand die Kantorei nur aus solchen. Ein späteres Verzeichnis (unter dem Titel „Aktenstück von 1590 spricht ausdrücklich auch von Kapellmitgliedern, Ueber das Repertoire der Kantorei und über ihren Charakter als einer vorwiegend für kirchliche Zwecke bestimmten Institution orientiert in hervorragender Weise das bereits in dem genannten Aufsatz erwähnte und kurz beschriebene Inventarverzeichnis von 1582. Es umfaßt Kompositionen der deutschen Musikergeneration um Orlando di Lasso und seine Schüler in großer Reichhaltigkeit. Es fehlt kaum ein Name der damals in Deutschland gesungenen Meister des a capella-Stiles. Daß von der älteren Musikergeneration Johann Walter mit

einem besonderen Gehalt angeführt Franz von der Lauten vielleicht einen Rüttschulten auf eine bevorzugte Pflege der Lautenkunst am Badener Hofe zuzählt.

Es ist außerst reizvoll, sich das Kulturbild der Badener Kunstpflege in den Jahren 1580—1588 als ganz und gar auf dem Boden der großen damaligen Zeitalterschöpfung zu verorten zu können. Einmal ist es der Geist der Gegenreformation, der in dem durch einen Jesuitenpaar erzwungen und sein ganzes Leben dem strengsten Katholizismus hingewidmeten Markgrafen Philipp II. lebendig ist. Man verleihe hierzu die Briefe des Fürsten aus Ingolstadt während seiner Studienzeit, aus Baden während der ersten Regierungsjahre und aus Rom während einer Wallfahrt zum Papst, die er einem Geliebten tren unterthan. Sie alle zeugen von einer bis ans Meißelnde grenzenden und aus äußerster gestiegerten Frömmigkeit. Sodann ist es der Geist der Renaissance, der sich in der Verschwandensden, die kleine Markgrafschaft in schwere Schanden stürzenden Prachtentfaltung am Hofe gleichwohl in Baden (es entstand in jenen Jahren der Schloßbau), Sammlungen kostbarer Gemälde, Gold- und Silbergeräte, wie in der Begründung einer Hofkantorei kundtut. Hier mögen es Einträge gewesen sein, die in dem Markgrafen aus seiner Jugendzeit am Hofe seines Vormunders, des Herzogs Albrecht V. von Bayern, nachgewirkt haben, dann die Anregungen, die er auf seinen weiten Reisen nach Italien, den Niederlanden und Frankreich empfangen und die ihn in Berührung mit den kostspieligen Hofhaltungen der Renaissancezeit brachten. Müß das badische Land unter Philipp II. auch wirtschaftlich gelitten haben, im kulturellen Hinsicht stellt seine Regierung eine Blütezeit dar, mit der das Kunstleben an den badischen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die Hofhaltungen seines Nachfolgers wie auch seiner Vorfahren in Baden-Bruchsal und in Emmendingen hatten denn, wie noch zu zeigen sein wird, nichts an der Seite zu setzen. So rechtfertigt sich ganz besonders in bezug auf die Musikpflege an seinem Hofe der Inhalt des oben sprachen, wozu sein Vetter Markgraf Georg Friedrich sich ihm, dem jungen mit noch nicht dreißig Jahren verstorbenen hochbegabten Fürsten errichten ließ: „in Artibus, principie dignis ita excellentis aique eximius ut parum suo Tempore vix haberet in ipso aetatis“.

Die Not der Landesbibliothek

Von Professor Karl Preisendanz.

Aus dem Buchbesitz der markgräflichen und königlichen Sammlungen Baden erwachsen, hat die Großherzogliche Hofbibliothek in Karlsruhe vor sechzig Jahren durch Wilhelm Braunschweig ihre Wandlung zur ersten deutschen Öffentlichen Bibliothek erfahren. Eine höchst volkstümliche Reform, die damals nicht allgemein einleuchtete. Was die Publika Librarys in Amerika anstrebten: weitesten Volkskreisen die Möglichkeit zur Bildung durchs Buch zuzuführen, das hat die Badische Landesbibliothek aufzugreifen gesucht; aus der gelehrten Hofbibliothek wurde ein vorbildlich organisiertes Verkehrsbücherei. Ein Vorgang, den man mit Recht als historisches Moment in Deutschlands Bücherpraxis und -theorie bezeichnet: ihm folgten alle anderen Hofbibliotheken nach.

Daß gerade die Badische Landesbibliothek diesem gewaltigen Fortschritt auf einem so wichtigen, heute nicht nicht wegzudenkenden Gebiet der Geisteskultur Deutschlands die Bahn gebrochen hat, muß jetzt, in Zeiten der Geldnöte, bei Volk und Regierung unvergessen bleiben. Unsommer, als die Landesbibliothek niemals auf ihren Lorbeeren ausgerubt, sondern immer ihren Ehrgeiz darin gesetzt hat, so wie der Zeit nach auch nach Leistungsfähigkeit in erster Linie unter ihresgleichen zu stehen. Sie setzt als einzige Landesbibliothek ihre Benutzer in Stadt und Land durch jährliche systematische angelegte Bücherverzeichnisse von den Neuerwerbungen in Kenntnis und ergänzt so organisch den von W. Braunschweig begründeten ersten Katalog der Grundbestände — eine unentbehrliche Hilfe für jeden, der sich über das Material der Bibliothek orientieren will. Und kaum eine andere Bücherei verfügt über so erschöpfende wissenschaftliche Verzeichnisse ihrer Handschriften, wie sie Alfred Holder für die Reichsmuseum, Karlsruhe, Durlacher und Rastatter, Th. Längin und F. Lamey für andere Provenienzen unserer Manuskripte in zuverlässigen Inventaren geliefert haben.

Die Entwicklung der Landesbibliothek besteht in unangesehntem Wachsen und Aufstreben: ihr System, dem man von Anfang an volle Klarheit und fundamental musterhafte Verwaltung nachrühmt, hat sich als wirklich gesund und leistungsfähig bewährt. Wie sollte sonst ein Institut, das seit seinem Ausbau von 1872 räumlich kaum sich ausdehnen konnte, jetzt in einem Jahr gegen 60 000 Bücher auszuweisen vermögen! Ein überzeugender Beweis für die enorm gesteigerten Bedürfnisse der Badischen Benutzerschaft wie für die gewachsene Leistungsfähigkeit des nicht großen Beamtenapparats der Landesbibliothek.



Emil Schlegel

Ist es mir erlaubt, von mir zu reden? Man wird keine Empfehlung selbststichtiger Wünsche darin erblicken, wenn ich gleich gestehe, daß ich am 4. Oktober das achtzigste Lebensjahr angeht habe. Ich bin in Karlsruhe geboren in Geringheit meines Vorkommens. Viel Persönliches erlebte ich nicht, denn

Unzweifelhaft wird die Gesamttätigkeit der Bibliothek gerade jetzt zur Zeit der allgemeinen Notlage mehr denn je in Anspruch genommen: das beweist die Statistik mit nützlichsten Zahlen, beweist die höchste Anspannung ihrer Arbeitskräfte. Sie selbst darf diesen Zustand als Höhepunkt bezeichnen, stünde nicht auch sie unter Depression mangelnder Geldmittel. Während sie als volkreicherische und kulturträgerische Gründung für die Allgemeinheit gerade jetzt mit einem finanziellen Plus dotiert zu werden verdient, droht ihr pekuniärer Abbau: schon heute haben diese Abzüge stark eingewirkt auf die Anschaffungen. Einsparungen anderer Art sind unmöglich — jeder Besucher der Landesbibliothek kennt ja ihre bescheidenen Einrichtungen in allen Räumen. Hier liegt die Not unserer Bücherei: sie wird bei weiterer Auswirkung finanziellen Mangels der Menge ihrer Benutzer nicht mehr so ergiebig das tägliche geistige Brot der Bücher reichen können. Die Abnahme der Mittel wird unweigerlich auch ein Zurückgehen der Zugänge an neuer Literatur zur Folge haben.

Die Mittel des Staates sind heute beschränkt und immer enger begrenzt. Vorschläge der Sparkommission, die nicht zur Pflege rein literarischer Tätigkeiten der Landesbibliothek den Universitätsbibliotheken zuzuwenden sie für die Bibliothek den größten Verschwendung der Zwecke und des Charakters beider Büchereiararten scheitern. Eine Bibliothek, die lediglich Buchprodukte mit gewissem Lokalkolorit sammeln wollte, ohne den Zusammenhang mit der Gesamtliteratur Deutschlands zu wahren, käme bald nur einer besseren Bibliothek gleich, und diesen Abstieg verdient doch wohl die erste deutsche Verkehrsbücherei nicht, die heute in ihren Leistungen für die badische Allgemeinheit höher steht denn je. Eine Gesellschaft von Freunden unserer Badischen Landesbibliothek läßt ihr in diesen Zeiten äußerer Bedrängnis bitter sei's zum Zweck finanzieller Hilfe, sei's auch nur zur öffentlichen Anerkennung der Tatsache, daß diese Anstalt mit ihrem überkommenen Pfund geistiger Güter aus deutschem und heimathlichem Schrifttum unablässig zum Allgemeinnutzen des Landes gewuchert hat und aus der Kulturentwicklung Badens heute weniger als vor sechzig Jahren weggedacht werden kann. Denn daß die Badische Landesbibliothek in unsern Zeiten kultureller und geistlicher Besorgnisse allen Kreisen, die nicht rettungslos nur sportlichen und ungeselligen Interessen verfallen sind, ein unentbehrliches Reservoir an nützlichen, lebendigen Quellen geistiger Anregungen und literarischer Arbeiten geworden ist, darüber bestehen keinerlei Zweifel: die Räume fassen die Menge der Besucher nicht mehr, die Zahl der benutzten Bücher weist noch nicht erreichte Höhe auf.

mit dem Erwachen von Verstand und Zukunftsgefühl wandte ich mich durch innere Neigung so stark der Heilkunde zu, daß ich schon meine Jugend dem Entschluß weihte, ein Arzt zu werden. Da jedoch meine Eltern in sehr beschränktem Verhältnisse lebten, konnte ich dem inneren Zuge nicht ohne weiteres folgen. Ich kam in eine buchhändlerische Lehre und nach meinem Scheiden aus derselben in ein außerhalb Badens gelegenes Geschäft. Da ich durch fleißiges privates Studium in naturwissenschaftlichen Fächern mir gute Kenntnisse angeeignet hatte, fiel ich einem Freunde der Hahnemannschen Heillehre auf und erhielt den Auftrag, Medizin zu studieren, was mich mit hoher Freude erfüllte. Ich bezog ohne Zeitverlust die Hochschule in Tübingen und bereitete mich privatim für das nachtraglich abzuleistende Refleexamen vor. Trotz der Feindschaft der erwachsenen Befähigung das Abiturientenexamen durchs Reichskanzleiamt erlassen. Ich erhielt nach gut bestandenen Staatsexamen die Approbation fürs Deutsche Reich. Die Fakultät nahm meine zu diesem Zweck eingereichte Abhandlung günstig beurteilt und sofort für die ophthalmologischen Monatshefte von Prof. Nagel gedruckt worden war. Meine Antwort auf diese kurzzeitige Abweisung durch die Fakultät bestand in der sofortigen Niederlassung als praktischer Arzt in Tübingen, wo ich mich bei der öffentlichen Anknüpfung als Homöopath bezeichne. 48 Jahre brachte ich als Arzt bei großer Inanspruchnahme dort zu; dann wollte ich mich zurückziehen, um fortan auf literarischem Wege noch tätiger für die Homöopathie sein zu können. Meine Tübingener Arbeit in obigem Sinne vollzog sich sehr geräuschlos, obwohl mehrere Bücher von mir erschienen waren. Ich hatte bald die Ansicht gewonnen, daß man sich besonders auf die ernstesten Krankheiten stützen müsse, wenn man für die Homöopathie Anerkennung erwerben wolle. Demgemäß sind meine Schriften „Innere Heilkunst“ und „Die Krebsfrankheit“ gehalten und sie haben auch Beachtung erfahren. Sie haben die neuen Ideen in weitere Kreise getragen und ihnen mannigfach Vertrauen erworben. Eine Anzahl kleinerer Schriften und viele Beiträge in wissenschaftlichen Blättern, sollten den tieferen geistigen Bedürfnissen der neuen Lehre dienen. Junge Arbeiten, und wenn es heute mit Ansehen und Verbreitung der Homöopathie besser geworden ist, so kommt auch meinen von Fleiß und einer weiten Uebersicht getragenen Bemühungen ihr Anteil zu.

Die Karlsruher Herbsttage

Von Verkehrsdirektor Julius Lacher, Karlsruhe

Die badische Landeshauptstadt, durch die das vielsichtige Orchester emsig Entwicklung mit seinen lauten Geräuschen tönt, ist in den letzten Jahrzehnten zu einem Verkehrsmittelpunkt Süddeutschlands geworden, dessen Bedeutung für die Außenwelt sich mehr und mehr auswirkt und das Augenmerk weiter Kreise auf das badische Verkehrszentrum lenkt. Aus dem Dornröschenschlaf, dem Charakteristikum jeder Stadt mit liebevoll gepflegten Traditionen, die sorgfältig als das Erbstück einer historischen und kulturellen Vergangenheit gepflegt und behütet werden, hat der Alarm der Zeit die Stadt erweckt und ihr Aufgaben zuteilt, die auch Karlsruhe bestimmen, aus der vornehmen Reserve eines traditionellen Konservatismus heraus- und in den Wettbewerb um die Führerschaft einzutreten.

Die ehemalige Residenz des badischen Fürstenhauses ist heute trotz aller wechselvollen Zeitaläufe nicht mehr allein die Stätte der Kunst und eines treuen Beamtenums, dessen vorherrschende Stellung einen behabigen Zug idyllischer Kleinstadtharmonie und den zur inneren Einkehr lockenden Hauch der Abgeklärtheit verbreitete, sondern auch ein Handels- und Industriepiaz in deutschen Wirtschaftsleben, dessen Aufschwung keine Hemmnisse unterbinden können. Man spürt in Karlsruhe den Rhythmus des Verkehrs.

Der Gast, der vor dem Kriege in diesen Mauern weilte, wird sich heute über die Veränderung wundern, die in dem äußeren Gesicht der Stadt vorgegangen ist. Wie ein Januskopf zeigt sie zwei Gesichter: Eins ist sehr modernen, der Gegenwart und Zukunft zugewandten Zügen, und eins, das alter Erinnerungen voll, ins Dämmerlicht vergangener Jahrhunderte zurückblickt. In diesem Doppelcharakter liegt der große Reiz für den Außenstehenden, der in dieser 200 Jahre alten Stadt spätmittelalterliche Romantik und moderne Prägung einer sich emporgingenden Großstadt vereint findet, wie sie nur wenige deutsche Städte aufweisen.

Karlsruhe hat sich lange, vielleicht nicht mit Unrecht, den Vorwurf einer gewissen Steifheit und Spießbürgerlichkeit gefallen lassen müssen. Das großherzogliche Hofleben mit seiner unantastbaren Tradition drückte auch dem ganzen gesellschaftlichen Leben den Stempel der formalen Etikette auf, mit der sich besonders der Norddeutsche mit seinem leichteren Naturell nicht befremden konnte. Der Bedeutung Karlsruhes als moderner Stadt konnte dies kein Abbruch tun. Denn besonders das künstlerische Leben, dessen Pflege am ehemaligen Hoftheater mit seiner weltberühmten Tradition des Werkes des Meisters von Bayreuth der vornehmste kulturelle Faktor war und heute am badischen Landestheater ist, bildete einst den Hauptanziehungspunkt der Residenz. Nun ist mehr als je, nachdem durch den Verlust von Elsaß-Lothringen Karlsruhe zum Zentrum der südwestdeutschen Grenzmark wurde, zu der künstlerischen Mission auch die wirtschaftliche Bedeutung verliert. Wenn Süddeutschland nicht in seiner kulturellen Bedeutung verlieren wollte, Kunst und Wirtschaftsleben sind unzertrennbar miteinander verbunden. Nur ein gemeinsames Wirken kann auf allen Gebieten eine Entfaltung aller positiv schaffenden Kräfte bringen und das verbindende Band der Volksgemeinschaft um die einzelnen Stämme schlingen.

So waren die Vorbedingungen für die badische Hauptstadt in jeder Weise gegeben und erfüllt. Präsentiert sich die Stadt dem Besucher als ein Kleinod künstlerischen Geschmacks mit seinen eigenartigen architektonischen Schönheiten, so sind andererseits die Fortschritte einer Industrialisierung deutlich erkennbar. Die geographische Lage Karlsruhes bedingte, daß es als wichtigster Eisenbahnknotenpunkt für den Durchgangsverkehr von Norden nach Süden auch als Fremdenstadt zur Blüte kam. Mit diesem Anschluß an den internationalen Verkehr, der durch den Ausbau des Karlsruher Rheinhafens eine weitere Förderung erhielt, hat die Stadt den Anschluß an die Außenwelt erreicht. Vielgestaltig und anregend sind die Sehens-

würdigkeiten und künstlerischen Darbietungen, zu denen die Nähe des Schwarzwaldes mit seinen landschaftlichen Reizen und Kurorten tritt. Die badische Landeshauptstadt bietet in ihrer Vielseitigkeit jedem etwas. Und jeder, der als Gast hierher kommt, behält sie in freundlicher Erinnerung.

Es ist kein Zweifel, daß sich auf Karlsruhe in den letzten Jahren immer mehr das Interesse von auswärtigen Zeitgenossen. Der Fortschritt war unverkennbar und der Erfolg, der mit zäher Energie begonnenen Wiederaufbauarbeit strahlte manche ungerechte Kritik Lügen, daß Karlsruhe aus eigener Kraft sich keine Position im nationalen Verkehrs- und Wirtschaftsleben schaffen könne. Es ist freilich noch keine Großstadt, als weitester Begriff genommen, aber es ist eine moderne Stadt geworden, die dank einer einsichtigen Stadtverwaltung und der Intelligenz ihrer Bevölkerung rechtzeitig erkannt hat, daß die einheimischen kulturellen Güter nicht unberührt und unverbraucht verkümmern dürfen, sondern daß ihre Aufgabe darin liegt, durch Taten und Anregungen zu geben und auf das übrige Geistes- und Wirtschaftsleben befriedigend zu wirken. Den Höhepunkt dieser bodenständigen Unternehmungen bilden die „Karlsruher Herbsttage“, die in künstlerischen, wirtschaftlichen und sportlichen Darbietungen alljährlich besonders den deutschen Stammesgenossen vor Augen führt, was an solchen Schätzen und Werten der badischen Scholle entspringt.

Aus bescheidenen Anfängen heraus haben die „Herbsttage“ eine sich stetig ausbauende und erhöhten Anklang findende Durchführung gefunden. War man früher mehr oder weniger immer noch in einem gewissen Stadium des Tastens und Prüfens, und hatte man auch mit den ungeheuerlichen Schwierigkeiten der ersten Nachkriegszeit und der sich immer heftiger auswirkenden Inflation zu kämpfen, so hat man in den letzten Jahren die Vorbereitungen auf der festen Basis gesammelter Erfahrungen und einer gesunden Stabilität unserer Währung treffen können. Ohne Schmeichelei oder Scheu darf man dabei sagen, daß die großen Verkehrs- und kulturpolitischen Veranstaltungen der letzten sechs Jahre, namentlich die großen Heimattage, dem badischen Lande und der Stadt Karlsruhe erheblichen ideellen und materiellen Nutzen gebracht haben, und daß von allen an den „Herbsttagen“ Beteiligten, Stadt, Verkehrsverein und Bevölkerung, Vorbildliches geleistet worden ist. Auch das diesjährige, trotz der Schwere der Zeit vielseitige und hochwertige Programm läßt bei seiner Fülle von Veranstaltungen erkennen, daß die „Karlsruher Herbsttage 1931“ ihren Vorgängerinnen nach jeder Richtung hin an die Seite treten können und ein Gesamtbild bieten werden, das hinsichtlich seiner Gestaltung und praktischen Durchführung gleichermaßen befriedigend dürfte.

Gerade in Zeiten seelischer und wirtschaftlicher Not tauf es eine Aufgabe aller aufbauenden Gemeinschaften und Institutionen sein, über den sorgenvollen Alltag hinweg Herz und Gemüt zu höheren Schwingungen zu begeistern und neue Kräfte zum Kampf um Leben und Brot zu wecken. Unter diesem Leitgedanken ist das diesjährige Programm für die „Herbsttage“ und im Besonderen für die „Badische Woche“ zustande gekommen. Sie steht in ihrer programmatischen Aufmachung unter dem Zeichen der Not, denn sie beginnt mit einer Not-Kundgebung für die bedrängten Schriftsteller, Dichter, Maler und Tonkünstler, die von der heutigen Noztzeit besonders schwer betroffen werden, und denen die „Badische Woche“ ein Kinder und Helfer in trüben Tagen sein soll.

Mögen die „Karlsruher Herbsttage“ ihrem edlen Zwecke auch dieses Jahr in vollem Maße dienen und Zeugnis davon ablegen, daß in der Badischen Landeshauptstadt ein reger Geist und der feste Wille herrscht, die traditionell übernommene Pflege künstlerischer, kultureller und wirtschaftlicher Aufgaben in kraftvollem Streben auch in harter Zeit zu erfüllen und der Gesamtheit des Volkes dienstbar zu machen.

Die Seele der badischen Landschaft

Aus einem Vortrag von Anton Fendrich beim Badener Heimtag Karlsruhe 1930

Ich gestehe gern, daß ich seit meiner Jugend der Vorstellung lebe, Gott habe das Land Baden als etwas besonderes Teures an seinem Herzen. Das ist allen Ernstes so. Es gehört für mich zur Metaphysik der Erde. Mit Partikularismus hat das gar nichts zu tun. Es ist ein richtiger Auserwähltheitswahn. Da ist nichts zu machen. Alles was badisch ist, steht für mich unter einem besonderen Glanz. Ich halte das für gesund. Was man in einem nicht gerade hochachtungsvollen Sinne die Welt nennt, beginnt bei mir erst jenseits von Weinheim, Basel, Kehl und Mühlacker.

Unbeschadet von Deutschland und Panuropa. Aber Baden ist für mich eben nicht nur eine verzwickte, sondern auch immer erregende Angelegenheit. Wir leben in aller scheinbaren Behäbigkeit an der Flammenzone Europas. Wir schämen uns unserer chronischen hohen inneren Spannung. Wir wissen etwas vom Pathos und dem Heroismus der Geduld. Wir reden nicht gern über die Seele. Wenn ich trotzdem zu Ihnen über die Seele der badischen Landschaft sprechen muß, dann erlaube Sie mir ein grundsätzliches Wort zuvor:

Seele ist Modewort geworden. An der Wirklichkeit ändert das nichts. In der Bibel bläst Gott dem Erdenkloß den Odem des Lebens in die Nase: „Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ Wir können ruhig bei der primitiven Majestät dieser Schilderung bleiben. Sie gibt das Wesentliche wieder. Nirgendes aber im Schöpfungsbereich steht, daß der Herr den Strömen, Bergen und Bäumen, also der Landschaft eine Seele eingehaucht habe. Dennoch redet Eichenendorf in seinem zwar unmodernen, aber unsterblichen Lied vom Wald da troben als der be-seelerten Wirklichkeit im Gegensatz zur Welt der Menschen, „verworren tief da drinnen.“

Die Seele der Landschaft hat mit der sogenannten „wildromantischen Schönheit der Szenerie“ gar nichts zu tun. Wenn wir dahinter kommen wollen, fangen wir am besten ganz einfach wie in der Schutle an. Wir müssen der Erde trenn bleiben, um den sicheren Stand für die Peile der Sehnsucht zu finden. Nehmen Sie nur eine gute topographische Karte unseres Landes in die Hand. Sie sehen ein seltsam warmes Gemälde aus vielen Tönen von Grün und Braun. Jeder Ton bedeutet bis zum tiefsten Umharmeter Meter Seehöhe mehr. Dazwischen winden sich die blauen Bänder der Flüsse und Ströme und leuchtet die stolze Fläche des Schwäbischen Meeres. Der ganze Reichtum der Boden-gestaltung springt Ihnen schon aus dem farbenstatistischen Schema entgegen. Er ist so groß wie kann in einem anderen Teil Deutschlands. Die verheiratungsfreudige Faust Napoleons hat uns nicht nur zu einem seltsamen Mosaik aller Markgrafschaften, Fürstentümer und Bischofsstufen gelernt — wir sind dadurch auch ein Paradies klimatischer Provinzen geworden, in dem polare Temperaturen ebenso heimisch sind wie die Glut südlicher Erstriche. Der Unterschied von beinahe 1500 Meter zwischen dem Rhein-pegel von Mannheim und dem Feldbergtum schlägt auch in seelische Differenzen um, wenn man nicht nur als menschlicher Barometer und Thermometer reist.

Damit ist die zweite Schwierigkeit angeendet, wenn man über die Seele der badischen Landschaft reden will. Es gibt nicht eine badische Landschaft, sondern tausende ihrer Anflitze. Und auch bei diesen stift sich eine Reihe mehr oder weniger tiefergehender Enthüllungsrunde und Offenbarungsformen. Denn die Natur erhebt sich nicht auf Kommando. Ihr Tiefstes ist nicht im Rundradschleier ein-geschlossen. Besonders nicht bei der badischen Landschaft, die eine geophysische Wirklichkeit von seltenem Reich-tum und beglückendster Gegensätzlichkeit ist. Nur eine große Spannungsweite des Innenlebens ist ihr ganz ge-wachsen. Das deutsche Strom- und Bergland, das der Rhein

in seinen mächtigen Ellenbogen schließt, ist auch das Provierland der Seele. Es ist nicht so einfach, wenn man, wie wir Oberländer, dem großen Rhythmus der silbergrauen Vertikalen des Tannenhochwalds verfallen ist, sich auch aufzutun für die sonnenverschleierte Schönheit der Rheinschlucht.

Es gilt Menschen, deren Seelenwelt erst gesprängt werden durch den Donner des Rheinfalls. (Lassen Sie mich ihn ruhig zur badischen Landschaft rechnen.) Aber vor der verschwiegenen und eindringlichen Tatsachtheit der Ranch mit ihren Seitenbächen stehen sie hilflos. Sie sehen nicht, wie dort zwischen Mensch und Wald und Fluß etwas von dem unauffällig heiligen „Geist züngelt, aus dem der Simplizissimus des Grimmeshausen geboren wurde.“ Mir ist die herrlich schwere und ernste Kontrastlich-keit des Taubergs und Baulands mit seinen fränkischen Dörfern und dem gelben Main als Grenze immer von neuem etwas Wunderbares. Für den Temporeisenden ist sie so gut wie unbekannt. Und doch gebiert sie andere, wuchligere, in ihrer Art wichtigere Menschen als der heiße Garten des Ried und der Rheinebene zwischen dem Straßburger und dem Freiburger Münster.

Eine auf der Landstraße des Taubergs über Sie wegführende Herde Gänse offenbart Ihnen den horizontalen Rhythmus jener badischen Landschaft mit der gleichen Eindringlichkeit, wie es vertikal der Lerchenjubel an einem überklaren Feldbergmorgen stül über den Arrivkassen des Hochsten tut. Der Zauber des Palmen- und Rosenlands Mainaut spricht mich mit einer ganz andern Unwiderstehlichkeit an wie die von Preiselbeerdut erfüllte und von ultravioletten Strahlen durchpflante Bergfreiheit des Belschen. Die Ehe zwischen Industrie und Landschaft im Wisen-tal zeigt in der Dreiländerecke unter dem Gesang der Jaquardstühle ihre besondere Menschophysiognomie und Gestaltshaltung. Wie anders steht 300 Kilometer nördlich davon der Großstadtensch vor den Schlotwäldern, Siles und Eisenkranken Mannheims, die ihre strengen Linien siegreich behaupten gegen den feuerlohenenden Himmel des Abendlandes, — eine fast grausame Synthese von Arbeiter-kraft und Erdenergie!

Und unsere Seelensart! So viele Schlösser — so viele Weltel! Das von Heidelberg schöner in seiner Tragik noch als in seinem Glanz; die ungetrochene Männlichkeit des Prachthaus von Karl Theodor in Mannheim; die beispiellose Anmut und Raumvornehmheit der Bruchsalter Rokoko-eremitage; und so weiter bis hinauf zur strengen Deutsch-ordensburg im Überlinger See. Es fehlt kein Dur und kein Moll im Konzert der einstigen Dynastienherrlichkeit.

So ist die Vielheit der badischen Landschaft uner-schöpflich, unaussprechbar. Sie ist ein einziger Irrgarten der Schönheit. Und doch herrscht überall Gleichgewicht. Es ist hergestellt in der Bewegung durch das kosmisch große grünsilberne Strömen des Rheins, in der Ruhe durch die Bergwelt des Schwarzwalds. Die Verklärung erhält das Land durch den im Bodensee oft tieflos gespiegelten Himmel, und die Erhöhung durch den Kranz der Alpen, eingewoben aus Morgenröte und Gleichschwebglanz in dem Grenzvorhang des Südens.

Die Welt der Seele ist innerlich ruhig und still. So muß auch der sein, dem sie sich ganz enthalten soll. Erst dann wird sie ihr mehr als irdisches Gesicht zeigen. Erst dann wird das Lockende und Erschreckende jeder unberührten Landschaft aktiv. Die Dämonien in der Natur beherrschen das Dämonische in Ihnen selbst. Erst dann, wenn Sie unser Land jetzt in den nächsten Tagen mit der großen Dankbar-keit betrachten, die ganz und gar nüchtern und wirklich ist und doch nur auf der sprühenden Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit geboren wird, — erst dann werden Sie be-greifen, warum wir alle, die Einheimischen und die Heim-gekehrten, in einer eintrachten heimlichen Gemeinschaft der Herzen immer wieder sagen müssen:

Ja, wir lieben dieses Land!

Grundwissenschaft sein, sie bedarf vielmehr einer solchen; es kommen hierfür in Betracht für die Wahrheitsermit-tlung die Psychologie und für die Rechtsmittelung die Soziologie. Das freie Recht wird mit Hilfe dieser Grund-wissenschaften von dem Richter mit dem Instinkt, dem Rechtsgefühl, entdeckt. Dieser wird sich dabei auch der empirischen Erfahrung bedienen, d. h. die induktive Me-thode benutzen. Die Gefühlsjurisprudenz, etwas anderes ist im Grunde diese Auffassung nicht, gewinnt das Recht von unten nach oben.

Von oben nach unten geht die normative Rechts-anschauung vor. Auch sie ist mit Baden verknüpft. Auf der Hegel dessen Grundlinien der Philosophie des Rechts wäh-rend seiner Professorenzeit in Heidelberg konzipiert wurden, ist Karl Binding zu nennen. Er schrieb sein Lebenswerk — die Normen — in Freiburg, wo er 1920 die Augen schloß, nieder. Die normative Rechtsauffassung geht von der klas-sischen deutschen Philosophie aus. Von ausschlaggebender Bedeutung sind für sie die Begriffe des Staates (der Staats-idee i. S. der idealistischen Philosophie) und der Pflicht. Sie anerkennt ewige Rechtswerte. Dem Staate als der Wirk-lichkeit der sittlichen Idee fällt die Aufgabe zu, durch die Normen des Rechts die ungelöste Masse des gesellschaft-lichen Lebens nach festen, dauernden Formen, d. h. statisch zu ordnen. Diese Auffassung rückt das objektive Recht in den Vordergrund gegenüber dem subjektiven; sie verkörpert durch ihre formale, aktive Ordnungswaise ein männliches Prinzip. Die formale Natur dieser Auffassung bedingt, daß sie die Rechtswissenschaft als Geisteswissenschaft aner-kennt. Dementsprechend ist ihre Methode deduktiv-rational, ihre Begriffsbildung apriorisch, nicht aposteriorisch. Da sie Normen setzt, ist sie der Überzeugung, daß die Menschen willensfrei sind und nicht determiniert. So stellt, ganz kurz gesagt, die normative Rechtsauffassung die Be-deutung des objektiven Rechts, den Vorrang des öffentlichen vor dem privaten Recht, die absolute Geltung des Rechts in den Vordergrund.

Die normative und soziologische Rechtsauffassung sind die äußersten, sich entgegengesetzten Erscheinungsmöglich-keiten des im Wesen einheitlichen Rechts; beide sind dem Rechte immanent, so daß dieses normativ und soziologisch

ist. Zu einer Krisis des Rechts kommt es, wenn eines dieser Prinzipien, statt sich einzuordnen, sich verabsolutiert. In dieser Situation befinden wir uns. Die Krisis wird aber nicht allein im Recht, sondern auch bei dem Staate offen-kundig. Seit Hegel kennen wir den Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft, wobei der Staat die politische und die Gesellschaft, eingeschleiert in den Staat, die ökonomische Aufgabe hat. Seit Hegel hat, besonders unter dem Einfluß der Philosophiegeschichte, welche man die Hegelsche Linke nennt, die Verabsolutierung des gesellschaftlichen gegen-über dem staatlichen Prinzip eingesetzt, welche mit dem sog. Rechtsstaat ihre Vollendung erreicht hat. Die Gesell-schaft hat den Staat, das ökonomische, soziologische Recht hat das staatliche, normative Recht verdrängt. Da der Staat ein organisches Gebilde ist, muß die Herrschaft der Gesell-schaft, welche ein Glied dieses Organismus ist, dazu führen, daß Krankheits- und Zerfallserscheinungen sich bemerkbar machen, die sich wie bei einem kranken Menschen derart ausprägen, daß der Weg entweder zum neuen geordneten Status, d. h. Staat oder zum Untergang und Tod führt. Dieser Zeitpunkt ist die Krisis, die Entscheidungsstunde, in welche wir eingetreten sind. Der Weg aus der Krisis des Staates und des Rechts kann für uns, die wir an die Sen-dung des deutschen Geistes glauben, nicht in den Tod, sondern nur zu neuem Aufbau unseres Staates und Rechtes führen. Das Recht muß den Staat gegen die Gesellschaft, nicht die Gesellschaft gegen den Staat vertreten. Wir wollen keine Synthese, welche ein Kompromiß zwischen norma-tiver und soziologischer Rechtsauffassung darstellt, sondern die neue Ordnung, in welcher beide Auffassungen ihren Platz finden. Maßgebend für den Platz ist der Wert der Auffassung, der aber nicht von dem Standpunkt des Menschen, sondern von dem Standpunkt des Staates fest-gestellt wird. Wenn die Eingliederung der Gesellschaft in den Staat vollzogen ist, dann ist auch die Eingliederung der soziologischen Rechtsauffassung in die normative voll-zogen; diese Harmonie zwischen paternalistischer und materialistischer Rechtsauffassung, welche ich in der Schrift „Die Krisis im Recht“ behandelt habe, muß uns das neue Recht bringen, welches seinen Wert in gleicher Weise Karl Binding und Ernst Fuchs verdankt.

FRANZ PHILIPPS MUSIK ZU BURTES „SIMSON“

Von Prof. Dr. Wilkop

Aus einem Bericht. So bedurfte, wie kann ein anderes dramatisches Werk, die-ses der Ergänzung durch die Musik. Der Freiburger Franz Philipp, eine ungewöhnliche musikalische Verheißung, hat ihm diese Ergänzung und Vertiefung hervorragend gegeben. Das Problem des Musikdramas selbst taucht hier auf und wird be-deutend, je mehr soeben in Beer-Hofmanns wundervoller dra-matischer Symphonie „Jakobs Traum“ ein Werk von ver-wandtem Typus erscheint. Franz Philipps Lösung ist eine sehr glückliche, im Ganzen bleibt dem Wort sein Eigenwert, nur an unmittelbar lyrischen oder balladenhaften Stellen findet es orchestrale Ergänzung, bald in strengem rhythmischen An-schluß, bald in allgemeiner musikalischer Begleitung. Ein Vor-spiel, ein Zwischenspiel, ein Schlussspiel nehmen diese verstretete Musik in ihre symphonische Einheit auf. Denn das Bedeutsame ist, daß diese Musik nie vom Einzelnen des Wortes und der Handlung ausgeht; sie ist keine Unternehmung des Textes und der Handlung, sie ist eine Symphonie, der der religiöse meta-physische Kern im Sinfonie-Erlebnis die innere Form gibt. Nicht von Wagner und Strauß und ihrer materialistischen farbigen Art geht sie aus, sie wächst aus Bach und Beethoven — mit den Mitteln des modernen Orchesters — sie ist linear, architek-tonisch. Das Freiburger Münster überschattet sie. Aus der rin-genden Tiefe metaphysischen Erlebens wachsen die Themen; in strengem Aufbau entwickeln, steigern und durchdringen sie sich in einem Schlussspiel von wahrhaft metaphysischem Gehalt und Gewalt. Gerade die Formkraft dieser Musik gibt der Dichtung eine bedeutsame Ergänzung und Vertiefung.



Nach einem Gemälde von August Rummel. *Franz Philipp*

Der Karlsruher Kongress

Das Badische Gesicht

Von Schriftsteller Heinrich Berl, Karlsruhe

Das Jahr 1930 bedeutet für die Geschichte des badischen Landes zweifellos eine Epoche. Es war der Augenblick der ersten richtigen Selbstbestimmung, seit das ehemalige Großherzogtum in eine Republik verwandelt wurde. Es war vor allen Dingen der Augenblick der ersten richtigen Selbstbestimmung auf eine nationale kulturelle Aktion. Ueber zehn Jahre hat es gedauert, bis man begriff, daß die neue Grenzlandsituation geographisch eine neue Konstellation mit sich gebracht hat, die endlich zur Entscheidung drängte. Und dies, obwohl der Begründer der politischen Geographie, Friedrich Ratzel, ein geborener Karlsruher war.

Das ist kein Vorwurf, sondern eine Feststellung. Zu einem Vorwurf müßte diese Feststellung allerdings werden, wenn man nun an diese kulturpolitische Aktion lahmgelegt würde durch irgendwelche Mißgunst der politischen oder wirtschaftlichen Verhältnisse. Denn das ist ja das Ergebnis des „Karlsruher Kongresses“: die Dinge sind weder partei-, noch wirtschaftspolitisch zu lösen, sondern nur kulturpolitisch. Nur in dem Maße, in dem die verantwortlichen geistigen Menschen zur Mitarbeit herangezogen werden, kann eine gesunde badische Volksgemeinschaft wiedererstanden, wie sie in der Zeit des Großherzogtums bestanden hat.

So war es also die Aufgabe, die verantwortlichen geistigen Menschen des Landes einmal festzustellen und zusammenzurufen. Selbstverständlich nur in einer Auslese, die immer etwas Willkürliches hat. Man würde die Absicht der Veranstaltung vollkommen mißverstehen, wollte man in dieser Willkür ein Fragmentarität ein kritisches Moment des Unterangens erblicken. Wer kann alle Namen wissen und alle Menschen kennen? Wäre es nicht gerade die Aufgabe weiterer Versuche, das Unterlassene nachzuholen? Allerdings: die unkritische Anhäufung von sogenannten „Persönlichkeiten“ führt auch zu keinem Ziel. Die Grenze muß scharf und bestimmt gezogen werden.

Es ist also keineswegs so, daß dem gezeigten „badischen Gesicht“ nicht Teile fehlen, die ergänzt werden müssen, noch ist es allerdings so, daß die Homogenität der Teile bereits vollkommen besteht. Es waren zunächst nur Umrisse. In der Sprache der Physiognomie könnte man sagen: eher Profil als en face. Allein die Profilierung deutet schon das Ganze an. Wenn es richtig ist, was schon Carus sagt: daß das Profil den Typus en face dagegen die Individualität ausdrückt, so können wir zufrieden sein, zunächst den Typus entdeckt zu haben.

Diese physiognomischen Bemerkungen sind unerlässlich, wenn man verstehen will, warum dieser Karlsruher Kongress:

Bitte sprechen Sie, wo Sie können vom Theater: in der Familie, im Bekanntenkreis, auf der Straße, wo es sei, sprechen Sie vom Theater und seiner Kunst — und sprechen Sie gut von ihm!

Überzeugen Sie die Leute von Ihrer Überzeugung, daß alle, aber auch alle Volksgenossen zusammenstehen müssen, in der Erhaltung dieser hohen Kulturstätte.

Wenn jeder, der sich zum Theatergenuß einfindet, jeden Abend noch je einen Besucher mitbringen wollte — unsere Besucherzahl wäre verdoppelt, unsere Not aber auf mehr als die Hälfte vermindert.

Nur der ausgiebigste Besuch der Vorstellungen kann unsere Sache retten.

Nur die allgemeinste Teilnahme aller Kreise kann ihr helfen.

Helfe jeder und rette jeder mit, wo es um so Wertvolles geht, das wohl schnell zerschlagen, aber kaum wieder aufgebaut werden kann!

Was wir hier oben zu geben vermögen, das geben wir bis zum Letzten.

Treu der Pflicht zu unserer Kunst, werden wir Ihnen, dem Publikum, dem sie gilt, die Treue halten.

Hallen Sie die Treue auch uns.

Dann ist unserer Kunst, dann ist der Geistigkeit der hohen Dienst erwiesen, dessen sie zur Überwindung einer Notzeit bedarf.

Und neue schöne Hoffnung blüht auf.

Lassen Sie tiefe Gedanken der Notwendigkeit der Erhaltung deutscher Geisteskultur in Ihre Seele einziehen. Pflanzen Sie sie in andere Seelen weiter.

Und wenn jetzt das Kunstwerk unseres großen Meisters an Ihnen vorbeigezogen sein wird, dann wird mit Macht die Bedeutung beherrschter Kunst in Sie eingedrungen sein und aus Ihren bewegten Herzen wird sich der Ruf entringen: die deutsche Kunst, die deutsche Kultur dürfen wir nicht untergehen lassen!

Wir haben durch neue niedrige Preise, durch Vergünstigungen aller Art große Erleichterungen für den Theaterbesuch geschaffen.

An wen ist es nun, dem Theater die Stütze zu sein? An dem Körper für den es besteht: an der Öffentlichkeit. Für die Öffentlichkeit ist das Theater da. Es ist die eigenste Sache des Volksgenossen und von dessen Einstellung zu ihm hängt sein inneres und äußeres Leben überhaupt ab. Bleiben die Kunstfreunde für seinen Besuch aus, so ist seine Daseinsberechtigung dahin.

Aber der Öffentlichkeit ist leider noch nicht genug klar geworden, wie sie nicht in solchen Notzeiten sich aufrafft, durch den festen Willen zum Mittun sich ein kostbares Kulturgut zu erhalten.

Mittun dadurch, daß sie, auch unter Opfern, ihm nicht nur treu bleibt, sondern seine Stärkung nachdrücklich beibringt, indem sie ihm neue Kräfte zuführt.

An die Stimme der Öffentlichkeit, an die Presse, richten wir die besondere herzliche und eindringliche Bitte um Mithilfe. Wir kennen die Durchschlagskraft ihres Rufes im Streit. Wir sind uns bewußt, daß wenn sie uns ihre scharfen Waffen leiht, es uns gelingen wird, uns durch das Dornengebüsch durchzukämpfen, das uns zu umwuchern und zu ersticken droht.

Ihnen, die Sie sich hier eingefunden haben, brauche ich letzte Mahnungen nicht zuzurufen. Sie sind gekommen, weil Ihre Kunstliebe Sie hierher trieb. Aber ich bitte Sie, erscheinen Sie auch noch über das Maß Ihrer Bedürfnisse hinaus bei uns. Es gilt heute „ein übriges“ zu tun. Sie sorgen damit, den Bestand dessen zu erhalten, was Ihnen wertvolles Gut ist.

Und des weiteren darf ich Sie, die Sie sich hier eingefunden haben und bei uns sitzen als unsere Freunde, bitten, uns zu helfen, diese Freundeschar, die wir brauchen, stets zu vergrößern.

Badische Rechtsphilosophie

Referat, gehalten auf dem Kongress der Badener am Sonntag, den 13. Juli 1930, in Karlsruhe von Dr. Karl Fees, Rastatt

Das Referat über die badische Rechtsphilosophie weist nicht etwa auf die sog. Badische Philosophenschule hin, sondern will unter besonderer Berücksichtigung des Werkes eines Badenens, des im Jahre 1929 zu Karlsruhe verstorbenen Rechtsanwalts Ernst Fuchs die Grundprobleme der Krisis des Rechts kurz umreißen und den Weg zur Lösung dieser Krisis aufzeigen.

Heute ist in der Theorie der Rechtswissenschaft die soziologische oder modernistische Rechtsauffassung zur Herrschaft gekommen; auch in der Praxis der Gerichte hat sich ihr Einfluß in den letzten Jahren bedeutend ausgedehnt. Ihrer Ausbreitung hat Ernst Fuchs sein in zahlreichen Aufsätzen und einigen Büchern niedergelegtes Lebenswerk gewidmet; seine Lehre nennt er die der Freirechtsschule, welcher Begriff dem der soziologischen Rechtsanschauung gleichbedeutend ist.

Diese Anschauung geht davon aus, daß es dem Recht als einer verbindenden und ordnenden Norm, welche stets auf den typischen Regelfall zugeschnitten ist, unmöglich sein kann, jemals das unendlich verschiedene, jeden Augenblick sich verändernde soziale, d. h. gesellschaftliche Leben in befriedigendem Maße zu erschöpfen. Eine feste, einen dauernden Zustand schaffende, also statisch wirkende Form ist deshalb ihrer Auffassung nach nicht möglich; das Recht muß sich nach den Erscheinungen und Erfordernissen des gesellschaftlichen Lebens richten, mit Notwendigkeit dynamisch sein. Das Recht ist mit anderen Worten zur Funktion der Gesellschaft geworden; es spielt deshalb dieses funktionale Recht als Gesetzes-Recht weniger eine Rolle als das durch gesellschaftlichen Brauch sich bildende Gewohnheitsrecht. Mit dieser Anschauung ist sofort der Blick auf die

weltanschauliche Herkunft der soziologischen Rechtsauffassung offen; sie ist ein spätes Kind der Romantik, der sog. historischen Rechtsschule, deren Name stets mit dem ihres großen Führers Friedrich Carl von Savigny genannt wird.

Grundsätzlich halten wir an dieser Rechtsauffassung als Hauptmerkmale fest:

1. die funktionale Natur des Rechts,
2. das Postulat des dynamischen Rechts,
3. die gesellschaftliche Auffassung des Rechts, d. h. die fast völlige Ausschaltung des staatlich-statischen Prinzips.

Ein kurzes Wort zur Stellung der soziologischen Auffassung zum geschriebenen Recht, d. i. zum Gesetz. Das Gesetz, gleichsam die Willensklärung des ganzen Volkes, unterliegt den Auslegungsvorschriften über Verträge. Bei der grundsätzlichen Einstellung dieser Auffassung und ihrer großen Vorliebe für das Gewohnheitsrecht ist es konsequent, daß das nicht im Gesetz Gelegene, das Zweifelhafte nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist. In jedem in der Rechtslage nicht eindeutigen Rechtsstreit tritt daher eine Lücke im Gesetz auf. Diese Lücke zu schließen betrachtet die gesellschaftliche Auffassung als ihre Aufgabe; diese Lücke wird durch das freie Recht, auf welches wir jetzt wählen Bezeichnung Freirechtsschule wird jetzt verstanden. Die soziologische Auffassung mißt den Erscheinungen des sozialen Lebens ausschlaggebende Bedeutung zu; sie hält die Rechtswissenschaft für eine Sach- und Wertwissenschaft, also nicht für eine Geistes-, sondern für eine Naturwissenschaft. Die Rechtswissenschaft kann daher keine



Ernst Fuchs

EIN BADISCHER PHYSIOGNOMIKER

Geboren den 7. Dezember 1865 in Pfalldorf, Amt Meßkirch, Erzog in Villingen, woselbst der Vater Obersteuerkommissar war. Das spätere Studium verbrachte er auf der Karlsruher Kunstgewerbeschule und dann auf der Akademie in München.

Anatomische, wissenschaftliche, philosophische, historische, ökonomische und praktische Studien zum Zweck der Erforschung der Bedeutung der menschlichen Formbildungen beschäftigten ihn dauernd, bis diese Studien ihren Niederschlag in der Entdeckung der Formengesetze fanden.

Ein schwerer Existenzkampf, den er in Berlin, um Boden zu fassen, zu führen hatte, ließen ihn Einblicke in einfache Menschen und Verhältnisse tun, die er später bei günstigeren Lebensbedingungen in besser gestellten, bürgerlichen Kreisen und schließlich in aristokratischen und fürstlichen erweiternd konnte. Porträtaufträge boten die Gelegenheit dazu.

Ferner lernte er in Berlin verschiedene Völkernaturen kennen und hatte so Gelegenheit, die Formengesetze auf ihren allseitigen Wert hin praktisch zu prüfen.

Zur Bekräftigung der Formengesetze erlangte er einen Platometer, der in Deutschland und anderen Staaten patentiert wurde, mit Hilfe dessen die Entfernungen der Kopfteile zueinander zum erstenmal am lebenden Kopf dreidimensional in ihrem plastischen Verhältnis zueinander festgestellt werden konnten.

Der in damaliger Zeit verpönten „Menschenkunde“ eröffnete er durch die Formengesetze und den Platometer einen neuen Ausblick, der in vielen, aufsehenerregenden Zeitungsartikeln seinen Niederschlag fand, als 1912, „Das Geheimnis der Menschenform“ im Verlag Eckart erschienen war.

Nach dem Krieg kamen noch folgende Werke im Selbstverlag Berlin W. 35 heraus: „Stiele und Menschenform“, „Einführung in das Geheimnis der Menschenform“, „Menschenkenntnis für jedermann“, „Die Bedeutung der Senkrechten und Waagerechten für das Geheimnis der Menschenform“, welche teils ergänzend, teils die Gesetze erläutern darstellen.

kelles Symbol für die Mystik der Altmann sind es Fausts Mutter. In der Sprache der modernen Psychologie könnte man sagen: die Franken sind extravertiert (nach außen gewandt), die Altmannen introvertiert (nach innen gewandt).

An diese Einführung schlossen sich die beiden Vorträge von Anton Fendrich: „Die Seele der badischen Landschaft“ und Hermann Burck: „Altmannische Mandarindichtung seit Hebel“. Programmatisch an Fendrich zeigte die Einheit in der Mannigfaltigkeit der badischen Landschaft, er zeigte am sinnlichen Erlebnis gleichsam, daß Baden das „Proterland der Seele“ sei, trotz vieler Gegensätzlichkeiten oder gerade dank dieser, die durch den Rhein im Gleichgewicht gehalten seien. — Burck andererseits sagte, daß die Mandarnt die Seele eines Volkes sei, er verlegte sie mit Fendrich nach innen. Wer aber ist der klassische Badener? Hebel, Der ist Altmann und Franke, Hebel ist, als Mandarindichter, der Kanon des Altmannischen. Und dann machte uns Burck mit der altmannischen Mandarindichtung, der elässischen, schweizerischen, markgräflerschen bekannt. Es war, als rauschte der Strom des Blutes vernehmbar durch den Raum.

So war das Thema der Seele dreifach präpariert: aus der Geschichte, aus der Landschaft und aus der Dichtung. So standen sie vor uns: Müller schmal und geprellt, beinahe einseitig die Sprache des einsamen Altmannens redend; Fendrich breit und ausladend, halb menschlich, halb religiös-fantastisch, vielfältig sein Gesicht wandelnd wie die Vielfalt der Landschaft, die er besang; Burck herrlich und kraftvoll, halb Tier, halb Mensch, alles Instinkt und Blut, Schwere und Scholle, und dennoch fortgesetzt zum Sprung bereit, wie der Panther, der die Beute wittert.

Die zweite Hauptgruppe waren die Philosophen: Friedrich Mücke, der Kulturphilosoph, Ernst Krick, der Erziehungsphilosoph, Leopold Ziegler, der Geschichtsphilosoph, Martin Heidigger, der Metaphysiker und Wilhelm Hausenstein, der Kunstschriftsteller. Jeder sprach von seiner Ebene her, kann daß sie miteinander Berührung hatten, Berührung suchten. Und doch trafen sie sich alle auf einer gemeinsamen Ebene: in dem Willen, sie zeigen, daß sie einigefreien wollen in die Probleme, in die Zeit und daß sie die Lösung, von einer neuen Rückbestimmung auf die bodenständigen Kräfte, auf die Ur- und Wurzelkräfte erwarten.

Zunächst sprachen Friedrich Mücke: „Die werdende Weltkultur und die Mission des deutschen Geistes“ und Ernst Krick: „Das deutsche Bildungsideal“, beide aber eine besondere deutsche Frage. Mücke, als heroischer Optimist, zeigte den völlig andersartigen Verant der abendländischen Kultur im Gegensatz zur Antike und im Gegensatz dazu, wie ihn Spengler beschrieben hat. Wir leben zwar in einer Weltzivilisation, aber diese ist nicht für unseren Untergang bestimmt, sondern für den Anfang einer Weltkultur. Nicht die einzelnen Völker, aber die Menschheit ist noch ganz jung. Im Namen Goethes wird der deutsche Geist diese Weltzivilisation in eine Weltkultur verwandeln. — Krick, der bedeutende Historiker der Erziehung, zeigte an der Tragödie Nietzsches die Gefahren der Isolierung und das Volkstum als den gemeinsamen Lebensraum, der den Menschen erzieht. Nicht das persönliche Wohlbehagen, sondern die Gemeinschaft bilde Objektiv. Für die deutsche Erziehung fordert Krick die Überwindung des liberalistischen Staates und des pädagogischen Liberalismus. Emsenkung in den Boden war seine letzte Mahnung.

Bemüht sich Mücke und Krick um die deutsche Wahrheit, so bemüht sich Ziegler und Heidigger um die religiös-philosophische Wahrheit. Beide endigten mit wachsender Beschwörung. Zuerst sprach Leopold Ziegler: „Ritus und Mythos“, dann Martin Heidigger: „Vom Wesen der Wahrheit“. Ziegler zeichnete zunächst die zumeist mende Geschichtsforschung, den Geschichtsbau, und dann aus der Geschichte der Bräute den Ritus abzuleiten. Im Ritus sei weder von Gott, noch von den Göttern die Rede, sondern nur von einem impersonalen Es. Der Mythos leite die gottlose Vorzeit zur Religion über. Jenseits von Ritus und Kultur stelle endlich das Mystikum. Von dieser geschichtlichen Darstellung machte Ziegler dann den Sprung in die unmittlebare Gegenwart: mit gehobener Stimme erwie er die Religion als tragische Antinomie. Der heutige Typus Mensch sei in einer radikalen Umwandlung begriffen. Die Gebilde des Mythos seien gelehrt und an seine Stelle die Ideale getreten. — Heidigger setzte an einen ganz anderen Punkte ein: bei der Erkenntnis der Wahrheit. Wahrheit ist Überwindung der Wahrheit in Anspruch genommen. Erkenntnis ist Enttötung des Seienden. Der Mensch ist für die Enttötung des Wesens der Wahrheit in Anspruch genommen. Die Vermögen er nur, weil er frei ist. Wäre der Mensch nicht frei, er vernachlässigte sich nicht zum Seienden, zu verhalten Ursprünglich in der Wahrheit sein, nennen wir Wahrheitlichkeit. Die innerste Bedeutung der Wahrheit ist die Entwurzeltheit. Die Wahrheitlichkeit, Bodenständigkeit ist ein Behalten. Damit vollzog Heidigger wie Ziegler den Sprung in den Augenblick. Eine Tagung, die sich die Bodenständigkeit zum Programm machte, müsse sich der Überwindung zwischen Wahrheitlichkeit und Bodenständigkeit klar sein. — Den Abschluß dieses Zyklus bildete der Vortrag von Wilhelm Hausenstein: „Weber Kritik, Talent und Richtung“. In leichtgeschütztem Gewande eine erste Mahnung an den Kunstbetrieb und Kunsttrieb unserer Tage.

Kunst aus das eine große Problem: die Wiederherstellung der Grundes behandelt haben, einen Augenblick in ihrer äußeren Erscheinung: Mücke, als Typus sphärisch, paros abgesteilt, sphärisch in sich selber kreisend; Krick, als genaue Gegenteil, kalt und beherrschend, alles konzentrisch und geprellt, dennoch leidenschaftlich anblagend und bestimmt in seinen Forderungen; Ziegler voll Würde und Ernst, Pathos ohne Pathetik, scheinbar überladen, in Wirklichkeit geladen, ein Rhetor, ohne Rhetorik, suggestiv und barock in einem; Heidigger, bezaubert und unheimlich zugleich, ein Dämon mit der Sprache des Katheders, ebenso parabolisch wie groteskos, als Typus nicht sphärisch, sondern parabolisch. Hausenstein, geistreich und liebenswürdig, von einer jenseitigen Belesenheit, ein Kenner der Stille und Jahrmüdigkeit, oberflächlich aus Tadel, wie Nietzsche sagen würde.

Die dritte Hauptgruppe waren die Dichter und Musiker. Von ihnen ist nicht zu referieren. Von ihnen ist nur zu erzählen. Alfred Mombert stand einsam und hager, nur Stimme des Propheten, einsamer Ruf aus dem All. Einsam und einformig. Aber die Monotonie seines Gesangs, die Farbschönheit seiner Stimme war die Vision (oder Audition) der Musik der Welt, physischische Verkörperung des Vergangenen und Entwendenden. — Hermann Eris Busch, Otto Gemelin, Banno Ruetenauer, ein Triton aus Oberbaden, Mittelbaden, Unterbaden, altemannisch-massiv, schwäbisch-fränkisch kultiviert, rein fränkisch heiter und episch-behaglich. — Julius Weismann und Franz Philipp, zwei Weiskner aus Freiburg, und doch im Typus ganz verschieden: Weiskner groß und schmal, als Typus pyramidal; Philipp klein und breit, als Typus sphärisch. Verschieden auch ihre Musik: Form und Kraft, Bändigung und Entladung, Gestalt und Gewalt, Lyrik und Dramatik. Weismann ist maßvoll und beherrschend, Philipp maßlos und ungesättigt.

So steht in Wahrheit das „Badische Gesicht“ aus: verschieden, wie nur die einzelnen Teile eines Gesichtes verschieden sind, aber einheitlich, weil sie einem einheitlichen Organismus angehören. Und einheitlich, weil sie sich alle in dem Willen treffen, irgendwem einzugreifen. Was weggelassen wurde, wurde nicht weggelassen, weil es unweisslich war, sondern weil zur wesentlichen Herausarbeitung einer Linie eine Abkürzung notwendig war, und weil die physiognomische Erfassung Verzicht leisten mußte auf jede Breite.

Der „Karlsruher Kongress“ sollte nicht nur zu einer Sammlung, sondern vielmehr zu einer — Versammlung der vorantworlichen Geister führen. Wer daher in den öffentlichen Vorträgen die Hauptsache sah, hat nicht die Hauptsache gesehen, er hat die Hauptsache nicht gesehen. In dem großen großen Erlebnis der Sonntag-Vormittag war, da in zwei Stunden sich mehr ereignete, als sich bei allem öffentlichen Vorträgen ereignen konnte. Dieses Erlebnis des Sich-Findens war so gewaltig, daß eine Wiederholung am anderen Tag zu Mäglichkeit Schriftbruch verurteilt sein mußte. Man beschloß: alles weitere zu verschieben. Und es ist nur aufgeschrieben, nicht aufgetrieben.

Es waren nur wenige Menschen, die sich, beinahe gegen ihre eigene Absicht, einfanden: Hermann Burck, Leopold Ziegler, Friedrich Mücke, Anton Fendrich, Josef Müller, Edwin Bloss, Karl Fees, Ludwig Fink, Otto Gemelin, August Baum, Otto Reich, Heinrich Brel und einige andere. Dr. Karl Fees begrüßte die Erschienenen und erließ Heinrich Brel das Wort: „Ein badisches Kulturprogramm“. Es war die Absicht des Vortragsanstalters, einige Grundlinien zu entwickeln, aus denen sich die Basis einer gemeinsamen Kultur-Aktion ergeben sollte. Sie sollten zunächst nicht mehr als Anregung.

Da die Ausführungen des Verfassers wichtig sind für alles, was daraus erwachsen ist und was noch vielmehr daraus erwachsen soll, seien auch davon einige Grundgedanken referiert:

Ein badisches Kulturprogramm.

I. Baden als einheitliche Volksgemeinschaft.

Es ist notwendig, daß wir über das Trennende hinaus wieder erkennen, daß Baden ein einheitlicher Volksgemeinschaft ist, der eine einheitliche Kultur aufgegeben hat.

II. Das übergeographische Baden.

Durch den Badener Heimattag 1930 wurde über das geographische Baden hinausgehend das übergeographische Baden wiederentdeckt, das durch Auswanderung, Kolonisation) in alle fünf Weltteile zerstreut ist. Die Volksgemeinschaft in der Heimat muß diese Brüder neu mit sich verbinden.

III. Das geistige Baden.

Durch den Karlsruher Kongress wurde der Anfang zu einer Sammlung der führenden Geister gemacht, der systematisch fortgeführt werden soll. Es wird die Forderung erhoben, daß man ihnen die Möglichkeit gibt, sich mit den neuen Grenzland-Aufgaben zu beschäftigen.

IV. Die badische Kulturpolitik.

Die Kulturpolitik ist geographisch durch die Lage am Rhein und durch die Grenze im Westen bestimmt. Baden hat die Aufgabe, eine Brücke zum Westen zu bilden, in dem Sinne, daß es zugleich den Osten in sich verarbeitet.

Das Badische Landesstheater

Eine Werbeansprache des Intendanten Dr. Hans Waag zur Eröffnung der Spielzeit 1931/32

Ich bitte Sie, mir zu gestatten, Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen.

Ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß ich Sie dadurch für einige Minuten noch von dem Genuß eines der Meisterwerke unseres größten lebenden Komponisten fernhalte.

Aber ich glaube jede Art von Nachsicht beanspruchen zu dürfen, wenn ich Ihnen den Zweck meiner Ansprache eröffne: ich trete vor Sie hin mit einer Werbede.

Das wird mir nicht leicht.

Den Standpunkt des Wortes: „Bilde Künstler, rede nicht!“ habe ich stets in weitem Ausmaß dahin ausgelegt, daß das Theater schweigend seine Pflicht im Dienst der Kunst zu tun habe. Seine Leistungen sollen seine beredteste Sprache sein.

Dieser Grundsatz hat sich in vielen glücklichen Jahren, die unwiederbringlich hinter uns liegen, halten lassen.

Eine andere Zeit fordert andere Einstellung von uns, außerordentliche Lage zwingt auch uns zu außerordentlichen Maßnahmen.

Wir müssen heute werten. Laut und eindringlich. Werben um die Kunst unseres Publikums, ohne die unsere Kunst nicht bestehen kann.

Es hieß in früheren schönen Zeiten: „Kunst bringt Günst.“

Heute ist es nicht mehr möglich, die Kunst allein auf unsere reine Kunstbetätigung aufzubauen. Neben den wirkenden Taten sind werbende Worte nötig geworden. Die Kunst, die uns sonst zulog, müssen wir neu erringen.

Wo heute alles in Gefahr ist und vieles schon wankt, kann es nicht wundernehmen, daß sich das deutsche Theater in erschüttertem Zustand befindet. Die Geldnot

drückt, wie auf alles, auch auf die Betriedigung geistiger Bedürfnisse.

Lassen wir diese aber außer Acht, dann wird das Leben so leer, so schal, daß es an die Grenze des Lebenswertens gerät und sich schließlich der Kampf um seine Erhaltung oder Verbesserung nicht mehr lohnt.

Das darf nicht sein! Wir wollen hoffen dürfen, wir müssen hoffen, daß unser Wille und unsere Kräfte uns beharren lassen auf einer überall ererbten Linie des gehobenen Lebens.

Stärken dazu kann uns der Geist. Ihn also gilt es hochzuhalten. Daher ist alles, das mit Geistigkeit zusammenhängt, mit alter Aufopferung jetzt mehr als je zu pflegen. Daran folgt die hohe Berechtigung unserer Theaterkunst, die wie keine andere geeignet ist, den Menschen in geistigster über die Alltagsbeobachtungen hinauszuheben. Jeder weiß es, daß nichts stärkere Eindrucke vermittelt als die Kunst des Theaters.

Einstichig wird daher alles zusammenstehen in dem heißen Wunsch: erhalte dem deutschen Volk das gute deutsche Theater!

Einnützig soll und muß sich dann alles zusammenfinden, um die Taten zu tun, mit denen das ge-sehen kann.



Reliet an Konradin Kreuztzer Grab in Riga, gefertigt von dem Karlsruher Bildhauer Otto Feist.

Eindringlich muß deshalb allen Volksgenossen klar werden, daß es von dem guten Willen jedes von ihnen abhängt, ein ihm zugehöriges Kulturgut über schwere Zeit hinweg zu erhalten.

Wir vom Theater sind mit gutem Beispiel vorangegangen. Wir haben durch Gehaltsverzicht und Einschränkungen gewaltige Ausgabenersparungen ermöglicht.

KONRADIN KREUTZER

Von Christian Lorenz, Karlsruhe.

Bei den kulturellen Darbietungen innerhalb der alljährlich wiederkehrenden „Karlsruher Herbsttage“ war man immer bestrebt, in erster Linie Werke unserer badischen Landeskunst aufzuführen. Und das mit Recht, kann doch unser Heimatland eine ganze Anzahl bedeutender Meister der Dichtkunst und Musik zu den Seiten zählen. An hervorragendster Stelle unter den badischen Tonkünstlern muß ob seiner ausgezeichneten Leistungen Konradin Kreuztzer genannt werden. Auch in diesem Jahre ziert sein Name die musikalische Vortragsfolge der Herbsttage und so dürfte ein kurzer Ueberblick seines Lebens und Schaffens von allgemeinem Interesse sein. Konradin Kreuztzer wurde am 22. November 1780 zu Melbach in Baden geboren und erhielt schon in fröherster Jugend, da man sein außergewöhnliches Talent erkannte, Unterricht in der Musik bei einem Organisten und wurde dann in der Schule der Benediktiner-Abtei Zwettlingen im Klavier- und Violinspiel ausgebildet. Im Jahre 1797, mitten in seiner Ausbildung, verlor er seinen Vater und sollte nun, dem Willen seines Pflegevaters gemäß, Medizin studieren. Er setzte jedoch sehr bald seinen Lieblingswunsch, sich ganz der Musik zu widmen, durch und bereits im Jahre 1800 erlangte seine konkünstlerische Begabung bei der in Freiburg i. Br. errichteten Aufkührungs seines Singespiels „Die fächerliche Werbung“ beachtliches Aufsehen in der musikalischen Welt. Sein Drang, sich immer weiter auszubilden und vor allem die Werke großer Meister in Formvollendeter Weise zu hören, führte ihn über Konstanz und Zürich nach Wien. Auch hier erkannte man bald sein bedeutendes Talent und so nahm sich Albrechtsberger und Josef Haydn seiner in liebevoller Weise an, was von großem Einfluß auf sein Kompositionstalent war. Rasch aufeinander

folgten Aufführungen seiner Werke wie „Konradin von Schwaben“, „Jery und Bately“ u. a. — Seine Oper „Konradin“ wurde 1812 in Stuttgart aufgeführt und vermittelte ihm die Berufung zum württembergischen Hofkapellmeister. Weitere Opern folgten und 1817 berief ihn Fürst von Fürstenberg als Kapellmeister. Aber schon 1822 zog es ihn wieder nach Wien, wo er mit einigen Unterbrechungen bis 1840 verblieb. War seine bisherige Tätigkeit der Entwicklung gewidmet, so erließen wir jetzt die weiteren Werke Kreuztzer, vor allem „Lubissa“, „Meisnig“, zu Granada, „Der Verschwender“, Gastspielreisen mit seiner zur Opernsängerin ausgebildeten Tochter Cecilia führten ihn wieder nach Deutschland. Im September 1840 wurde ihm die Stelle eines städtischen Kapellmeisters in Köln übertragen, welche Stelle er bis zum Jahre 1846 bekleidete. Dann sehen wir Kreuztzer wiederum in Wien, wo er Nachfolger O. Nicolais wurde. Als seine Tochter nach Riga zu ziehen wurde, folgte er ihr nach dieser Stadt und wirkte bis zu seinem Tode (14. Dezember 1849) daselbst als Kapellmeister am Stadttheater. Kreuztzer war bis ins hohe Alter schöpferisch tätig. 30 Opern, viele Instrumentalwerke für Kammermusik und großes Orchester, Männerchöre und Oratorien sprechen für seinen unermüdeten Schaffensgeist. Leider sind viele seiner sehr wertvollen Kompositionen in Vergessenheit geraten, aber noch heute erfreuen sich „Nachtlager in Granada“ und die Musik zu Richard Wagners „Verschwender“ allgemeiner Beliebtheit. Unausgeschöpften Ruhm hat sich Kreuztzer mit seinen Kompositionen von Liedern und Märcchen, wie z. B. „Das ist der Tag des Herrn“, „Die Kapelle“ errungen.

Badische Heimat

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

Ewig jung ist die Heimat und ewig reich, ihr schenken-der Born fließt allen. In einer Zeit, da sich alle äußeren Werte so oft wandeln, ist die Heimat als kostbarer Besitz stetig der Ruhepunkt in der Flucht der Erscheinungen. Was sinnfällig ist, muß durch vertiefte Schau entstehen und auch, was im Verborgenen ruht. Das Ergebnis ist Erkenntnis, daß der Güter Höchstes vereintes und erarbeitetes Heimat-gehalt bleibt, das bodenständig wurzelt, wächst und Aste breitet in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im Wissen um dieses Gut liegt die gesunde geistige Kraft des Volkes, denn jede echte Kultur beruht darauf, daß die Menschen bewußtes Verständnis für ihre nächste Umgebung, ihre Geschichte, ihre unmittelbaren und mittelbaren Denkmäler, ihre alten und neuen statlichen Einrichtungen, ihre Wirtschaftsformen, ihre Eigenheit, Lebensgewohnheit, Sitte und Brauch, kurz für ihr ganzes Volkstum haben bis zu seinen feinsten Ausprägungen: der Kunst.

Dieses natürliche Verständnis für die Heimat muß immer wieder einmal geweckt, aufgefrischt, bereichert werden, zumal für manchen Menschen Zurücksehen in unserer Ahnen-Tage nicht Kraftentfaltung, sondern leicht Resignation und Gegenwartsflucht bringt. Allgemein aber ist in Zeiten tiefster Erniedrigung immer ein bewußteres Schauen des Einzelnen über den Mutterboden gegangen.

Heimat ist neutraler Boden, aller Konfessionsstrei, jeglicher Parteihader und Zank ist restlos ausgeschaltet und muß es sein. Hier finden sich Bauer und Bürger, Arbeiter und Fabrikherr, ob reich oder arm, ob hoch oder nieder: alle eint die Heimatliebe, denn sie wirkt in allen. Den meisten Menschen fehlt jedoch die fruchtbare Betätigung dieser Liebe, die schläft, wenn sie nicht gehegt wird. Nur aus der Bewegung wächst die Kraft, darum müssen alle erfaßt, mitgerissen werden. Heimatgut zu erforschen, zu hüten und zu bereichern. Die Heimatbewegung dringt gegenwärtig durch, alle Gänge unseres Vaterlandes betätigen sich in Schutz und Pflege.

Heimatkunde, Heimatforschung, Heimatpflege und nicht zuletzt Heimatliebe zu verbreitern und zu vertiefen, getragen durch die Mitarbeit aller Stände im Lande ohne Rang- und Altersunterschied, sich einzusetzen für Heimat- und Naturschutz, für Denkmalpflege, Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung, für Dichtung, bildende Kunst und Musik auch, das sind die vielverzweigten Gebiete, die mannigfaltigen Aufgaben, die sich in Baden der Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg i. Br. gesteckt hat:

ist praktische Arbeit durch Bekämpfung, durch Gutachten und Beratungen, durch das Mittel der Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel, wobei der Vergleich anschaulich das ins Licht rückt, worauf es ankommt; ist Zweck und Ziel des umfassenden Heimatschrifttums.

ristische des Menschen, aber er sieht es wie in der Landschaft in den Bindungen an die Bodenständigkeit des Wesens. Auch hier bricht etwas Deutsches durch, ein Mut, die Form um der geistigen Tat willen zu erfassen, die geistige Tat nicht als Kausch, Vision oder Ekstase, sondern als offene, sichere Arbeit. In dieser ungekünstelten Geradheit liegt das Echte seiner Kunst zutage. Wie es gemeint ist, sagte der ungestüme Willibrod-Burte als junger Mensch selbst, als er vor schönen, alten, schmiddeisernen Friedhofkreuzen von einer Betrachtung getroffen wird, die sein eigenes Wesen berührt:

Der Mann, welcher auch machte, war zuerst kein Schüler, sondern ein Lehrling; er lernte nicht zeichnen, sondern schmieden; er machte es nicht von vornherein anders und gegenstandslos; sein Meister, sondern gerade so wie dieser; und weil er das Handwerk kannte, wie er ärmte, schlief, aß und trank, ohne Mühe und schwächende Ueberregung, so kam die Kunst zu ihm und sah ihm auf dem ledernen Schurz in seinem Schoß; er konnte, was er wollte, und kamte, was sie wollte; ihr Kub weckte seine schlummernde Seele, und sein Werk wurde ihm zur Lust, und seine Gebilde wurden ihm lieb und waren ein Stück seiner selbst; und so geschah es, daß es Kunstwerke wurden und blieben, Meisterstücke sind, wertvoll und preiswürdig, wie Gedichte, Bilder und Tonsätze."

Der Heimatbewegung nützt nur Schlichtheit und Echtheit, die sachliche Lösung: Ehret und haltet was ihr habt, baut weiter und freut euch daran! Das persönliche Interesse steckt im Goethe-Wort (Iphigenie): „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freudig ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht“.

Die stärksten Stützen dieser Ideale sind die Heimatzeitschriften und Heimatbücher, da sie Ergebnis, Erlebnis, Geschichts und Vergangenenheit und Gegenwart verankern und von bleibendem Einfluß im Werk dieses Schaffens sind. Sie müssen lebendig geschrieben sein, vom Geist der Heimat und ihrer Forscher durchpulst. Sie müssen die schlichte Sprache des Volkes reden, klare Muttersprache, und dürfen die Stammesmundart nicht vergessen. Wir brauchen dazu offenes Auge, offenes Ohr und ein Herz auf dem rechten Fleck, das uns Heimatlaut und Heimatart überall erkennen und würdigen läßt und rastlose, uneigennützig Arbeitkräfte.

Unser Heimatschrifttum baut sich auf:

1. Die Zeitschrift „Mein Heimatland“ in volkstümlicher Ausgestaltung, die alles Wissenswerte aus dem ganzen Lande zusammenträgt.

2. Die Zeitschrift „Badische Heimat“ auf wissenschaftlicher Grundlage und gerade die als Jahreshefte erscheinenden Jahrgänge der Badischen Heimat (1921 Die Baar, 1922 Der Kraichgau, 1923 Das Markgräfler Land, 1924 Der Überlinger See, 1925 Der Enz-Pfinzgau, 1926 Der Untersee, 1927 Mannheim, 1928 Die Landeshauptstadt Karlsruhe, 1929 Freiburg und der Breisgau, 1930 Singen und der Hegau, 1931 Kehl und das Hanauerland) haben besondere Würdigung und frohe Aufnahme gefunden, weil darin ein un-rissener Landesteil durch Land und Leute, in Kultur und Kunst behandelt ist, weil wertvolle Heimatbücher dadurch entstanden, denen sich weitere anschließen werden.

3. Die Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ sind eine Schriftenreihe, die zwanglos fortgesetzt und erweitert wird und die abgeschlossene Abhandlungen bringt über Kunst, Architektur, Literatur, Volks-, Natur- und Heimatkunde. Es liegen bereits 40 Veröffentlichungen, davon zehn schon wieder in zweiter wesentlich erweiterter Auflage, vor.

4. Der „Ekkhart-Kalender“ endlich als Jahrbuch für das Badner Land hat sich als Hort bodenständiger Überlieferung in Nord und Süd, in Stadt und Land eingebürgert und erscheint bereits im XIII. Jahrgang.

Flurnamen, Sagen, Kinderreime, Volkslieder werden gesammelt und von Fachgelehrten geordnet, für Sitten, Bräute, Tracht und Volkskult sind Bestrebungen im Gange und nicht zuletzt vermitteln gut ausgebaute Heimatmuseen unser Kulturgut anschaulich. Von den Siedlungen aus der Vorzeit, den Siedlern und ihren Lebensgewohnheiten reden die Beiträge, das ganze Badnervolk: Pfälzer, Franken, Alemannen wachsen darin auf und tragen ihre Eigenart über die Scholle. Kirchen ragen mit gotischen und romanischen Türmen, Barockaltäre prunken, Stukkaturen und berühmte Gemälde, Alte Bauernschänke, Truben, Belten, Stuben erzählen von der schlichten Einfachheit verkündigen, volkstümlichen Gestaltungs. Schlösser träumen von ehemaligen Festen in weiten Sälen, wo sich rokokozierlich und heiter die Linien biegen. Aus Wappen, Briefen, Siegeln und Urkunden strömt der Duft ritterlicher oder herrschaftlicher Zeitalter, Häuser und Türme, Wegkreuze, Brücken, Brunnen werden festgehalten, Dichter kommen zu Wort, Söhne der Heimat, die Maler und Bildhauer zeigen ihre Schöpfung, auch die Musiker finden ein williges Ohr.

Das Erleben aber am Ursprung der Heimat spannt Brücken über die Gegensätze der Klassen und Parteien, aus dem Aufbau und der Gesundung der Heimatgaue muß die des großen deutschen Heimatlandes kommen. Letzten Endes gilt alle Arbeit an den Aufgaben des Landesvereins dem Wohle des badischen Landes, des badischen Volkes, des badischen Staates.

Hermann Burles Simson

Von W. E. Oeffering, Karlsruhe

Es war einer der denkwürdigsten Karlsruher Theaterabende, jene Uraufführung von Burles Simson am 29. Okt. 1918, die vom Krachen feindlicher Fliegerbomben und unserer Abwehrgeschütze unterbrochen, siegreich zu Ende ging und den Dichter des Kates und des Herzogs Utz zum erstenmal auf der Bühne unserer Residenzstadt zeigte, das aber gleich mit seinem gewaltigsten, gedankentiefsten und formenreichsten Drama, welches im Prunk seiner musikalischen Sprache, im architektonisch klar gegliederten Aufbau seiner fünf Akte, im dramatisch farbigen Bild seiner Szenen und im flammenden Sinn seiner Geisteswelt einen tiefen Eindruck machte. Man fühlte die Not der eigenen Gegenwart aus dem Leiden des biblischen Helden wehen, man sah im Gemache Dailias den selbstverschuldeten Sturz des Frevlers und in der Mühle zu Gaza den Triumph der Demut und der inneren Überwindung, die aus dem frechen Volksverächter einen sieghaften Erlöser und Rächter gebahr.

Ist unsere Not heute geringer als damals? Sind die Parallelen weniger sichtbar? Ist der Weg heller und hoffnungsvoller geworden? Sind die Blinden jetzt sehend? Hat uns dieser Held und Gottessohn nichts zu sagen?

Man könnte es glauben, wenn man bedenkt, wie wenig Bühnen den Simson gebracht haben. Die bitteren Wahrheiten, die er seinem Volke sagt, dürften das allein nicht entschuldigen. Denn Burles Leistung hat in diesem Drama Größe von Heibelschem Ausmaß, selbst wenn man einwendet, daß der Schluß sich opernhafter Mittel bedient, die nach Musik verlangen und durch sie erst die richtig steigernde Wirkung erfahren. Trotzdem kann nicht übersehen werden, wie der Dichter den Helden der Überlieferung vertieft und bereichert hat.

Was ist der Simson der Bibel? Ein Raufbold und Weiberjäger mit jähem, wenn auch stiegrischem Untergang. Was ist der Simson Burles? Ein Übermensch der Mensch wird; ein Erwählter Gottes, der den Weg der Erlösung geht; ein Knecht erotischer Liebe, der als Heros endet, Muskel wird Herz und Hirn, Tierisches wandelt sich zu Geist, Göttliches wird aus Menschlichem entbunden, das daran zerbricht. Dieser Simson ist ein gesteigertes und aktiver Willkür, der sich selbst, Ich, Weib, Volk und Gott heißen den Gott des Geistes sucht. Ich, Weib, Volk und Gott heißen des Herrn hätte er auf irdische Liebe verzichteten müssen, wie Schillers Jungfrau von Orleans. Er taumelt auf Ab-

wege, verliert sich an zwei Frauen, wird seinem Volk und seiner Sendung untreu. So gelangt er auf den Weg des Opfers. Aber gebendet wird er sehend, im Leid erringt er den Sieg über sich und seine Widersacher; die Frauen, die Philister und den Götzen Dagon. Im Dagonpriester er steht dem Bekenner des wahren Gottes ein hochragender und nachgebender Gegenspieler. Sonst folgte Burle enge dem Gang der Geschehnisse, wie sie das Buch der Richter erzählt. Aber er füllt sie mit einer großen Seele und einem tiefen Problem. In meisterhafter Sexualpsychologie stellt er die Dirne Dailia, das Weib für alle, mit üppigen Zügen aus. Anklänge an Sonnen-Mythen steigern die Gestalt des blonden Helden, ohne ihn zu einem symbolischen Schemen zu machen. Der Stärke der geistigen Verhetzung entspricht die kraftvoll formende Hand in der Ausführung, die auch krassen Geschehen, wie der Blendung des kraftlos Gemachten nicht aus dem Wege geht. Die Sprache der Dichtung verzichtet zwar auf individuelle Färbung, aber sie schweigt in vielfältigen Rhythmen und ballt sich an betonten Stellen zu Reim und balladenhaftem Lied. So verbindet diese Dichtung die erotisch-individualistische Handlung mit der darüber gelagerten politisch-religiösen zu einer Einheit, die zum Untergang des Götzen und zum Sieg des echten Gottes führt, und wächst in kühnen und doch gebildigten Ausmaßen in den Stil der großen Tragödie hinein, die unserem Dichter den Schiller-Preis eintrug.

Burle hat in einem Gedicht in „Ursula“ den tiefsten Sinn seines Dramas selber gedeutet:

Du schönste der Legenden im heiligen Alten Bund tu wieder aller Enden dein ewiges Wesen kund.

Simson geweilte Recke und auserwählter Knecht sei wieder wach und wecke dies schlafende Geschlecht.

Wohl rauschen ihm die Eichen, wenn Gottes Winde wehn, allein die Himmelszeichen will keiner mehr verstehen.

Da heult ein Volk im Knäule um Dagon's goldnen Pfahl; so komm, zerbrich die Säule der Schande noch einmal.

Zeilloser, ewig fertig, gefangen und befreit sei lebend gegenwärtig der richterlosen Zeit.

Ergieß in Lust und Schmerzen dein Wesen, Leib und Seel und rühr an deutsche Herzen, Goltmensch aus Israel!

Kurze Referate wurden danach u. a. von Dr. med. Edwin Bloß und Dr. jur. Karl Fees gehalten, die beide besonders grell die Situation der Medizin und des Rechts (vor allen Dingen des Staatsrechts) beleuchteten. Zu diesen beiden Referaten gab besonders Hermann Burle seine begeisterte Zustimmung. Dr. Friedrich Muckle betonte die Notwendigkeit einer geistigen Verbindung und begründete den Gedanken einer Akademie in Karlsruhe. Er selbst wünscht ja die Schaffung einer Goethe-Akademie, zu der man ihm unbedingt verhelfen sollte.

Außer Hermann Burle beteiligten sich an der Aussprache auch Leopold Ziegler und Anton Friedrich. Ziegler unterschied bestimmt, zwischen Wollen und Wachsen und mahnte davon, etwas zu machen. Anton Friedrich sprach das erlösende Wort dahingehend, daß im Herbst eine weitere Zusammenkunft stattfinden solle, die hoffentlich schon konkrete Gedanken bringe. Im ganzen zweifelte niemand daran, daß der Zusammenschluß und die gemeinsame Aktion gelingen werde. Die Zusammenkunft am Montag abend, die dann doch noch improvisiert wurde, hatte doch insofern ihr Gutes, als man sofort das Gegenbild hatte: wie man es nicht machen soll.

Zusammenfassend können wir sagen: der „Karlsruher Kongreß“ war ein befriedigender Anfang. War er in der Offenheit mehr einer isibitischen Schau ähnlich, so war er in der Heimlichkeit, zwar keine Verschwörung, so doch eine Beschworung der Tat und ein Appell an den Geist. So ist der Kongreß weit über den Charakter einer Revue der „Geistesgroßen“ (was er leicht hätte werden können) hinausgewachsen. Es sprach der ganze Ernst und der ganze Abgrund der Zeit aus ihm. Vielleicht wird auch einmal eine Lösung aus ihm sprechen.

V. Die besondere Aufgabe Karlsruhes.

Karlsruhe ist historisch zur Residenz bestimmt gewesen und muß auch als Grenzland-Hauptstadt diese Rolle behalten. Es ist seiner ganzen Entstehung nach eine westliche Stadt, weshalb seine Kulturpolitik nur eine westliche sein kann.

VI. Die besonderen Kulturfragen.

Die besonderen Kulturfragen, die durch die Geschichte Badens bedingt sind und die nach Lösung verlangen, sind: Technik, Medizin, Recht, Pädagogik u. s. w. In ihnen hat Baden eine große Vergangenheit, sie sind auch für die Zukunft wichtig.

VII. Eine badische Akademie.

Zur Bearbeitung aller dieser Fragen soll eine badische Akademie geschaffen werden, die den Persönlichkeiten zugleich den Rahmen gibt, in dem sie öffentlich und privat wirken können.

VIII. Forderungen an den Staat und an die Landeshauptstadt.

Alle wichtigen Kulturfragen sollen der Akademie zur Erledigung übergeben werden. Kulturpolitik soll an die Stelle der Parteipolitik treten. Die geistigen Menschen fühlen sich verantwortlich und wollen deshalb auch zur Verantwortung gezogen werden. Kulturpolitik, kein Kulturparlament.

Ein badischer Rassenforscher

Hans F. K. Günther

Ich bin am 16. Februar 1891 in Freiburg i. Br. als Sohn des Musikers Karl Günther und dessen Ehefrau Mathilde, geb. Kropp, geboren. Sehr wohl erinnere ich mich meines Geburtsortes in der Schloßstraße nahe der Schillerstraße. Diese Gegend mit den Dreismaligen hat den Schatzplatz meiner Kinderspiele ausgefüllt. Undeuliche Erinnerungen bewahren ich auch noch an die Nacht, in der das Hochwasser der Dreismal die Schwabenort-Brücke wegswemmte.

Ich besuchte die Volksschule in der Lessingstraße, unter deren Lehrern mir besonders der in Freiburg nicht vergessene Hauptlehrer G a u g e l als mein Klassenlehrer eine gute Erinnerung bedeutet. Aus der Volksschule ging ich in die Oberrealschule in der Werderstraße über, die ich nach neun Jahren im Sommer 1910 nach bestandener Reifeprüfung verließ. Auch die Erinnerung an diese Schulzeit ist nahezu ungetrübt. Vor allem aber haben mich spätere und heutige Vergleiche mit den erachteten Schülern jüngerer Jahrgänge der deutschen Jugend oft erkennen lassen, eine weit gedehnte Grundlage der höheren Schule früher dem Schüler im allgemeinen geboten haben muß. Alle seitherigen „Reformen“ sind mir bei näherem Zusehen als fragwürdig erschienen.

In meiner Schulzeit war für meine Empfindung aber nicht die Schule das Wesentliche und Bereichernde, sondern die folgende Zeit, die man im Freien zubringen konnte. Freiburg war wohl damals eine der wenigen Städte oder vielmehr die einzige deutsche Stadt von über 50.000 Einwohnern, in der es sich leben ließ wie mit dem Lande, wie in ununterbrochener Sommerfrische oder auch Winterfrische. Zumal die Wehre bot für alle Spiele — und zu meiner Schande gehörte Buren- und Engländerspielen — und zu erregendsten — durch ihre freien Flächen, wo heute Straßen ziehen, noch Raum genug.

Ich muß gestehen, daß Freiburg Umgebung auch in den Studienjahren gegenüber den Vorlesungen für mich das eigentlich Verlockende blieb. Die innere Bereicherung durch diese Berge, Täler, Wälder, Wiesen, durch Dreismal und Mooswald, durch Schönberggebiet und Kaiserstuhl, erfüllt sich mir — und ergründet sich mir besonders dann, wenn ich in Großstädten wohne — immer wieder als ein Schatz, an dem sich Lebensjahre zählen läßt. Fast alle die Gedichte, die mein Bandchen „Lieder vom Verhängnis“ (1925) enthält, sind unmittelbar aus landschaftlichen Eindrücken der Freiburg Umgebung entstanden, auch wenn sie landschaftliche Einzelheiten gar nicht nennen.

An den Universitäten Freiburg i. Br. und Paris studierte ich germanische und romanische Sprachwissenschaft, daneben linnisch-germanische und altslawische Sprachen und betrieb auch die Volkskunde der betreffenden Völker und Stämme. Im Jahre 1914 erlangte ich den Doktorgrad mit einer literarisch-ethnologischen Arbeit über das Volksbuch von Fortunatus und seinem Sohnen.

das Volksbuch selbst gab ich dabei neu heraus (was mir übrigens die erste kleine Summe selbstverkaufter Gedichte einbrachte).

Im Januar 1919 bestand ich in Karlsruhe eine Kriegsteilnehmerprüfung für das höhere Lehramt. Vom 20. Januar bis 10. Mai 1920 war ich an der Oberrealschule mit Realgymnasium in Freiburg i. Br., Zähringerstraße, beschäftigt. Nach meinem von mir nachgesuchten Austritt aus dem badischen Schuldienst wurde ich mit einem alten und in Freiburg durch Vorträge Prof. Eugen Fischer's bestärkten Neigung folgend, in Dresden am dortigen anthropologischen Institut der Sammlungen im Zwinger anthropologischen Studien. Ich hatte 1920 eine Art wissenschaftlicher Bekennerschritt erscheinen lassen „Ritter, Tod und Teufel. Der heidnische Gedanke“. Einzelne Gedankenkreise dieser Schrift, die rassenkundliche Einsichten verwerten, hatten den Verleger J. F. Lehmann (München) die Frage nahegelegt, ob ich nicht ein Buch über die rassenkundlichen Verhältnisse des deutschen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart abfassen könnte. Daraus entstand der Plan zu der „Rassenkunde des deutschen Volkes“, die als eine noch recht dürftige Leistung im Sommer 1922 erscheinen konnte. Als das Buch erschien, war der Verlagsredaktion dafür, als Vorlesungsbuch, eben auf Studentenenthalten in Wien durchzuführen müssen — aber im Dezember des gleichen Jahres konnte schon die 2. Auflage erscheinen. Die weiteren jeweils umgearbeiteten Auflagen folgten einander in ziemlich kurzen Abständen: im Juni 1923 die dritte, im Herbst 1924 die sechste, im Herbst 1925 die neunte, im Dezember 1927 die zwölfte, im Frühling 1930 die vierzehnte Auflage. Das Buch scheint also einem gewissen Bedürfnis entgegengekommen zu sein.

Von Dresden, wo ich mir den ausgezeichneten Rat des Anthropologen Prof. Strauß zu Nutzen machen konnte, verzog ich im Herbst 1922 nach Breslau, wo man in diesem Jahre im Vergleich zu anderen Städten billiger leben konnte. Ich durfte mich dort gelegentlicher Bezahlung durch den Anthropologen Prof. Mo ll i s o n erfreuen, der ja wie der Anthropologe Eugen Fischer — dieser ein geborener Freiburger — auch in Freiburg i. Br. die Schule besucht hatte.

Im Frühjahr 1923 übersiedelte ich nach Skien, der Hauptstadt der norwegischen Landschaft Fiedmarke, bekannt als Geburtsort Ibsens. Dort verheiratete ich mich mit Margarete, geb. Blom, einer Norwegerin aus altem sudostnorwegischem Geschlecht. Vom Frühjahr 1923 bis Herbst 1925 wohnten wir in Skien. Von dort aus veröffentlichte ich im Herbst 1924 die „Rassenkunde Europas“, die ins Schwedische und Englische übersetzt wurde und im Sommer 1929 in 3. umgearbeiteter Auflage erschien. Im Juli 1925 erschien „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen“, ein Buch, das heute in 2. Auflage vorliegt. Etwa gleichzeitig erschienen die oben genannten „Lieder vom Verhängnis“, Gedichte, meistens aus der Vorkriegszeit.

Im Frühling 1926 erschien „Acht und Rasse“, im Herbst 1929 „Rasse und Stil“, welche beiden Bücher heute in 2. Auflage vorliegen. Im Herbst 1928 erschien „Rassengeschichte des heidnischen und des römischen Volkes“, im Herbst 1929 folgte „Rassenkunde des jüdischen Volkes“, ein Buch, das heute auch die 2. Auflage erreicht hat.

Inzwischen war ich vom Schwedischen Staatsinstitut für Rassenbiologie in Uppsala einmal zu Gastvorlesungen an der Universität Uppsala berufen worden und nahm zur Ablehnung eines Kurses in Anthropometrie an der Anatomie zu Uppsala. Dabei hatte ich Gelegenheit, die kleine Universitätsstadt Uppsala kennen zu lernen, was uns im Herbst 1925, bevor, dorthin zu übersiedeln. Der Umgang mit dem bekannten Verleger- und Rassenforscher Prof. Lundberg, die reichhaltige Universitätsbibliothek und dazu die Bibliothek des Rassenbiologischen Instituts mit den laufenden Zeitschriften waren meinen Arbeiten sehr förderlich. Im Herbst 1926 zog ich nach Lidingö, einer Insel vor Stockholm, von der aus ein Straßenbahnzug gerade vor die Kgl. Bibliothek fährt, in der ich von jetzt ab arbeitete. Von Kgl. Zeit reiste ich dann für 1—2 Tage nach Uppsala — eine Stunde Bahnfahrt von Stockholm — und sah im Sommerzeitungsverrichten wir meist in Norwegen an der See, einmal in der bekannten schwedischen Landschaft Dalarna.

Im Frühjahr 1929 übersiedelten wir nach Dresden-Blasewitz, wo ich am Realgymnasium Blasewitz ein halbes Lehramt übernahm. Ich war dort eingestellt vom 1. April bis 1. Juli 1930. Im Mai 1930 wurde ich zum Ordentlichen Professor für Sozialanthropologie an der Thuringischen Landesuniversität Jena ernannt. Seit August 1930 wohne ich somit in Jena. Die von meinen Büchern ausgehende sogenannte Nordische Bewegung, die Fortführung der Gedankengänge des Grafen Arthur Gobineau und des Grafen Georges Vacher de Lapouge, sowie des Karlsruher Otto Ammon hat mich in Beziehungen gebracht zu gleichgesinnten Männern und Gruppen auch des Auslandes, vor allem des germanischen Auslandes. Die mich leitende Einsicht, deren Erhaltung meine Arbeiten zu dienen versuchen, habe ich einmal so gefaßt: „Jens jeweilige Schicksal eines Volkes muß künftighin betrachtet werden aus der Auseinandersetzung der jeweiligen Rassenanlagen dieses Volkes aus seiner Umwelt.“



Hans F. K. Günther

Herrn. Burte als Dichter und Maler

Von Dr. Kurt Martin, Karlsruhe

Um die Mittagsstunde des Johannestages ging Wittfelder, der ewige Deutsche, den Mattweg durch den Kirschaunweg zum Herd zum Flusse; am Wehre sah er milder und blickte hinein in das stürzende Wasser.

Wie hauswäzzer Stahl stand es spiegelglatt über der Höhe des Wehrs; dann lief eine zitternde Kante blitzend von Bord zu Bord und unter ihr löste sich die stahlene Flut in blinckenden Silber auf, weißlich, jungfräulich, stümisch sprang das Wasser die Stufen hinunter über die glitschigen Bohlen und Fieckelung; es rief runde Steine und Wackeln mit sich hinab und brach sich zornig an den eckigen Blocken; die nicht wackeln wollten... Jenseits des Flusses hob das Gebirg an; da standen, sich übergehend, die Pappeln; milddünne Weiden spiegelten sich in der trübigen Flut, und ihre niederhangenden Äste schienen den Fluß zu peltschen, am Hügel hin schimmernden Rechen goldiggrün auf grünen Stecken mit gelben Banden; ein Steinbruch glänzte goldgrün aus grünen Mäntelungen hervor; hinter Wald saumte den Hügelrücken ein weißes Straßlein kam vom Tale auf den kiesbeschoterten Damm, ging über die alte, eichene Brücke mit ihren Eisbrechern und kräftig gestügten Jochen hinan den Hebberg, durch die Obstgärten und das Mattenland und die Weizenacker, bis es sich im Wald verlor und erst am Hange des Gatterbachlases wieder seinen staubigen Rücken den Strahlen der Sonne darbot.

Wittfelder entstand aus dem Anlaß eines Preisenusschreibens für einen volkstümlichen Roman. Der Vorleser war jung; die dichterische Aente-rung, die entscheidend werden sollte, brach sich erstensmal stark und unmittelbar durch. Nietzsche's Welt und Sprache wirkten, sie wurden angenommen, wurden bodenständig, als sich sie Ausdruck einer Landschaft, einer Heimat, ihre Scholle, ihr Geist klängen fähiger durch alle Dichtung, Burtes hindurch, nicht anders als das Volkslied bei Eichenhorff oder Mörike und das Volksstück im Faust. Aus dem Bodensatzigen gemahnt die Sprache neue, ursprüngliche Formen, lebendigen, katiligen Ausdrucks; die Mandart wird zur Sprache der Schriftart. Die Mandart wird eigen gestaltet in dem Gedichtband „Mädel“, der vollsten altemannischen Dialektbildung seit Hebel. Das Wort bleibt nicht nur beschreibend, es sammelt sich zur gesprochenen Form, zur Zwiesprache: Dramen entstehen: Kalle, Herzog Utz, Simson, Apollon und Kassandra.

Schon im Wittfelder fällt die Formkraft und der farbige Reichtum der Sprache auf. Die Landschaft im Genterbachtal ist so geschuldet, daß die Zusammenhänge der Formen und Farben deutlich werden; daß Sonne die Farben durchleuchtet; der Gegenstand erhält seine Realität, seine Flüssigkeit oder Festigkeit, seine Nähe und seine Ferne. Die Bildhaftigkeit des Wortes ist wirksam gemischt; es entsteht der deutliche Eindruck einer bestimmten Landschaft, ohne übertriebenen Lokation, weil sie allgegenwärtig ist. Die Sprache ist so geführt, daß der Leser ein Bild sieht und das Wort eine Stimmbarkeit erzeugt. Dieses Stimmbar machen ist sprachliche Mittel, setzt eine Schwebung des Kinstlers voraus, unmittelbare Beziehung zwischen Auge und Welt, eine bildkünstlerische Tätigkeit. Tatsächlich ist Burte bildender Künstler. Als er der Wittfelder schrieb, hatte er seine Lehrjahre an der Karlsruher Akademie bereits abgeschlossen. Burte ist bis heute noch Maler geblieben; er ist Mitglied der Badischen Sezession, seine Werke hängen in Museen und Privatsammlungen. Die künstlerischen Gebiete sind außerdem untereinander: der Dichter Herrmann Burte und der Maler Herrmann Burte sind identisch.

Doppelbegehungen, die das Sichbare ästhetisch u. n. d. bildkünstlerisch gestaltet, sind nicht allzu häufig; das bildkünstlerische steht meistens zurück, bleibt mehr oder weniger unanschaulich, ästhetische Beschäftigung, solcher Dichter. Burte ist das Minderwertige, das mit dem Begriff des Dichtertischen verbunden wird, auszuscheiden, denn es handelt sich in der Regel bei solchen Ausprägungen nur um den künstlerischen Anlaß, nicht um das Ergebnis. Solche erodieren es sich deshalb, daß über die Zeichnung und ihre farbigen bildkünstlerischen Selbsteigenschaften, wie sie Gebirg, der Maler Malter, Gottfried Keller, Adalbert Stifter u. a. neben der Dichtung erreichen, ist die

Annahme, die wiederum nur in vereinzelt Fällen sich in einem geschlossenen und eigenen bildkünstlerischen Werk zum Ausdruck findet. Das Werk aber wird nur durch Einwirkung zum Werk, denn erst aus dem fortsetzenden Werden bestimmt sich der innere und äußere Umfang. Burtes Anlage — und Burte gehört zu denen, die erst jenseits der „Schule“ begonnen haben — sind beherrscht und konzentriert, getragen von jenem jugendlichen Ernst, der kein Nebenbei duldet, gespannt über sich selbst, weil die Kraft noch ungezügelt und geblüht werden muß. So ist das „Wesentliche“, das gemalt wurde, als der Wittfelder entstand, form von Illustrationen und doch verwandelt mit der Stimmung des Buches. Es kommt nicht auf den Pinselstrich an, sondern auf das Ahnungsvolle dieser Landschaft, auf das jugendlich Unbegreifliche, das die schwingende und gehaltene Weite nicht fühlt als erkannt. Diese Schwärze ist Bild geworden, so aus eigenem Willen gestaltet, daß das Befragene den Ausdruck einer jugendlichen Welt erfüllt. Es ist die gleiche Welt, die in der Landschaftsbildung des Dichters den Worten Bezeichnung und Kraft gibt. Das Gesamte solcher Bilder, lost sich jedoch bald zur freien Sprechart, die sich großzügig und sicher ausbildet, wie Burtes Sprache der späteren Werke.

Im Bild und in der Dichtung sucht Burte das Gleiche; die Landschaft und den Menschen. Die Gestaltung ist der Natur abgemessen, diese Darstellung ist eine Bemühung um die Natur, um ihren unendlichen Reichtum, um ihre Echtheit, die Burte nicht zu steigern, zu stilisieren trachtet. So wie sie ist, soll die Landschaft aus dem Bild gesehen, dann ist sie geschaut und empfunden. Es genügt, daß das Deutsche in diesen Landschaften deutlich wird, ein Schimmer jener deutschen Romantik, die hinter der Schilderung Unendlichkeiten offen kommt. Burte verneint das das Liebliche, das ihm fremd ist. Wenn er einen Steinbruch malt, so sucht er nicht ein idyllisch, sondern grob, naturhaft, geschichtete Form, er meint, er liebt die Farben des Steines, auf dem die Sonne in allen Tönen spielt. Oder es ist ein Blick über den See mit fernem Ufer, der sich ins Land verliert, es ist die schwere und gedrungene Luft, die vor Sturm u. Gewitter von den Höhen ins Tal dringt und auf den Wald, der die Wiese, der Berg und der



H. BURTE-STRÖBE

WINDBRUCH

Farben lastet; es ist der Fluß und der Baum und der Fels.

Mit breiten Strichen wird die „Kiesgrube“ festgehalten, als sei sie unmittelbar aus dem Eindruck gewonnen. Durch dieser Eindruck ist nur Anlaß, aus sich selbst eine Naturstimmung zu entwickeln, die sich über das Bild breitet, eigenständig gebildet und erst, so sind auch die Farben schwer, ohne dumpf zu sein, bestimmt, ohne zu leuchten. Es entsteht die Wirkung, daß dem Betrachter die Landschaft bekannt vorkommt, daß er glaubt, sie gesehen zu haben, und so sich selbst im Bilde bewegt. Das ist gesehen in Burtes Landschaften liegt in dieser Wirkung begründet, weil seine Bilder einen allgemeinen Besitz des deutschen Menschen berühren. Sie können es, da Burte selbst gerade dieses deutlich stark und allgemein erlebt, denn hinter der Stimmung steht eine kraftvolle menschliche Haltung, die sich intensiv und selbstverständlich mittelteil. Der volkstümliche Luteran, klingt des halb in seiner Malerei, nicht als „Heimatkunst“, als künstliches Gebilde, sondern als Heimat. Aus der werthvollen Beziehung, welche die Landschaft nicht als Motiv, sondern als Gehalt empfängt, als Prägnanz, von der man selber geprägt wurde, entsteht das Verbundene und Ursprüngliche, das Herrmann Burtes Dichtungen und Bilder erfüllt.

Hinzu kommt ein heftiges Temperament, das zum Dramatischen drängt und rische Verwirklichung sucht. Wenn das Metall flüssig ist, muß der Guß erfolgen, denn das geistige Formung ist vor ihrer Darstellung fertig, leidenschaftliches und Beschauliches-Erbauliches liegen solem Temperament nicht, ebenso wenig nachträgliches Ausmalen, das die grobe Form unterliegt, Größe der Anschauung äußert sich unmittelbar und unverkennbar sich wie in einem Zug. Ist Material zu verdeckeln nötig, so bedeutet das, daß ein Fehler im Material zu verdeckeln und ein neuer Guß am Platze ist. Burtes Bilder sind in der Regel erste Niederschrift von der Natur, seine Bildnisse entstehen in wenigen Sitzungen, in einem Zugriff. Er ergreift das Charakter-